

Friburgum Brisgoia e MS. Chron. Zaring. isia. compilati pag. 16. delineatum. A. Basilica S. Mariae à Conrado Duce Zaring. exstructa, cui post 200. annos impensis 13566. floren. Chorus adjectus, usq; ad An. 1313. perfectus est. B. Castrum Friburgense. C. Castrum Zaringense.

# Schau-ins-Land

77. Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland

Freiburg im Breisgau

1959

*Umschlagbild: Freiburg 1514*

Aus P. Gregor Baumeisters Annalen von St. Peter

Mit freundlicher Genehmigung des Bad. Generallandesarchivs, Karlsruhe.



1959 P 836

# Schau-ins-Land

77. Jahreshft  
des Breisgau-Geschichtsvereins  
Schauinsland  
Freiburg im Breisgau



---

1959

H  
465  
da  
77.  
1959

## Inhaltsverzeichnis zum 77. Jahresheft

	Seite
Wolfgang Stülpnagel, Freiburg: <b>Der Breisgau im Hochmittelalter</b> . . . . .	5
Werner Noack, Freiburg: <b>Das kirchliche Freiburg in der Vergangenheit</b> . . . . .	18
Werner Noack, Freiburg: <b>Das Langhaus des Freiburger Münsters</b> . . . . .	52
Irmingard Geisler, Freiburg: <b>Ein oberrheinischer Schmerzensmann des sogenannten „Weichen Stils“</b> . . . . .	49
Erich Egg, Innsbruck: <b>Die Freiburger Kristallschleifer und der Innsbrucker Hof</b> . . . . .	55
Franz Josef Gemmert: <b>Die Schicksale der Textilfabriken in den säkularisierten Breisgauer Klöstern</b>	62
<b>Buchbesprechungen:</b>	
Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde, herausgegeben vom Alemannischen Institut (Wolfgang Stülpnagel) . . . . .	90
Gustav Münzel, Der Figurenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters (Ingeborg Schroth) . . . . .	94
Karl Joseph Rößler, Aus der Geschichte des Dorfes Ebnet im Landkreis Freiburg (Robert Morstadt) . . . . .	95

Schriftleitung: Oberstaatsarchivrat Dr. Martin Wellmer,  
Freiburg i. Br., Mozartstraße 50

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland  
Freiburg i. Br., Mozartstraße 50

Postscheckkonto Karlsruhe 505 40

Mitgliedsbeitrag jährlich DM 5.—

Gedruckt bei Poppen & Ortmann, Universitätsdruckerei,  
Freiburg i. Br., Kaiser-Joseph-Straße 229



H 465, da



# Der Breisgau im Hochmittelalter

Von Wolfgang Stülpnagel

Eine Überschrift wie<sup>1</sup> „Der Breisgau im Hochmittelalter“ für einen Beitrag von wenigen Seiten wird anspruchsvoll klingen. Es soll daher gleich gesagt werden, daß hier nur ein paar Linien gezogen werden können, während anderes ganz fortbleiben muß. Dies gilt schon in räumlichem Sinne, nämlich für den südlichen Breisgau und für den Schwarzwald, deren Verhältnisse weitgehend außer Betrachtung bleiben müssen. Es gilt weiter in geschichtlichem Sinne insofern, als es die Herrschaftsverhältnisse in ihrer engen Verbindung mit Besitzverhältnissen sind, die das Thema bestimmen.

## I.

Der Name des Breisgaus hat sich, seitdem er zum ersten Male in der mittelalterlichen Überlieferung auftaucht — im Jahre 752 in einer Schenkungsurkunde für St. Gallen<sup>2</sup> —, mit besonderer Beständigkeit in der politischen Einteilung wie im Bewußtsein des Volkes erhalten. Ursprünglich vielleicht das Gebiet eines alemannischen Kleinkönigtums (Vadomar)<sup>3</sup>, wurde der Name Bezeichnung einer fränkischen Grafschaft, die ebenso in der deutschen Kaiserzeit weiterlebte, nach dem Untergang des schwäbischen Herzogtums direkt vom Reiche zu Lehen ging und sich zur Landgrafschaft umbildete, die seit dem 14. Jahrhundert als in die obere und die niedere Landgrafschaft geteilt erscheint. Die Landgrafschaft im niederen Breisgau gelangte im späteren Mittelalter in die Hände des Hauses Österreich. Nach dem Verlust des Elsasses gewann der Breisgau besondere Bedeutung für dieses Haus. Demgemäß erhielt der Name eine Anwendung, die weit über die Landschaft hinausging. Die österreichische Verwaltung unterschied in den Vorlanden die Bestandteile Breisgau, Schwaben und vorarlbergische Herrschaften<sup>4</sup>. Dabei diente der Name Breisgau nicht nur für die österreichischen Bestandteile der alten Grafschaft, sondern umgriff u. a. auch das sogenannte obere Rheinviertel mit der Grafschaft Hauenstein, den vier Waldstädten und dem Fricktal<sup>5</sup>.

Seit der Begründung des badischen Großherzogtums ist der Name Breisgau aus der Verwaltungseinteilung verschwunden. Um so zäher aber lebt er im Volksbewußtsein weiter, umfaßt aber nicht mehr die ganze alte Grafschaft,

<sup>1</sup> Der Arbeit liegt ein Referat, das auf der XVII. Tagung südwestdeutscher Archivare am 25. Mai 1957 in Staufen im Breisgau gehalten wurde, zugrunde.

<sup>2</sup> Hermann Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen I., S. 18.

<sup>3</sup> Peter Goebler in: Volk und Vorzeit II. (1940), S. 7—14.

<sup>4</sup> Otto Stolz, Geschichtliche Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande (1945), S. 17.

<sup>5</sup> Ignaz de Luca, Geographisches Handbuch von dem Österreichischen Staate II. (1790), S. 571.



sondern hat das Markgräflerland als besondere Landschaft abgetrennt. Ja, in Hinsicht des Weines ist die Einengung noch weitergehend, da der Markgräfler im Süden schon vor Freiburgs Toren steht und auch der Kaiserstühler sich emanzipiert hat, so daß für die Breisgauer Weine nur mehr das Innere der Freiburger Bucht geblieben ist.

Die mittelalterlichen *G r e n z e n* decken sich weithin mit den Grenzen des *K o n s t a n z e r B i s t u m s s p r e n g e l s*<sup>6</sup>, innerhalb dessen der Breisgau ein Archidiakonats<sup>7</sup> bildete. Im Norden war die Bleicha die Grenze gegen die Ortenau, die zum Straßburger Sprengel gehörte, im Westen und Süden der Rhein gegen den Basler Sprengel. Im Südosten stieß der Breisgau an den Alb-*g a u*, als Grenzfluß wird später die Hauensteiner Murg angegeben, und nördlich davon der Kamm des Schwarzwaldes vom Feldberg über die Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz wieder zum Ursprung der Bleicha. Diese weite Erstreckung des Konstanzer Sprengels nach Westen bis vor die Tore von Basel mag damit zusammenhängen, daß Konstanz das Bistum für die kirchlich zu organisierenden rechtsrheinischen Gebiete überhaupt wurde, soweit sie dem alemannischen Herzogtum zugehörten<sup>8</sup>.

Wenn der Gau von der Stadt *B r e i s a c h* den Namen hat<sup>9</sup>, so ist bemerkenswert, daß diese Stadt zunächst gar nicht im Gau liegt. Sie liegt vielmehr inmitten des Rheins und wird *civitas Alsatie* genannt<sup>10</sup>. Der Gau ist also, vom *E l s a ß* her gesehen, ein Vorland oder Vorfeld von Breisach nach Osten. Dem entspricht auch die politische Stellung des Landes in der Römerzeit und in der fränkischen Zeit: es war vom Rhein bis zum Schwarzwald ein Vorland des Elsasses<sup>11</sup>. Von diesem her wird auch das früheste Kloster gegründet: St. Trudpert. Jenseits des Schwarzwaldes aber befindet sich das noch heidnische Alemannenland<sup>12</sup>.

Das Durchdringen der fränkischen Verwaltung zur Zeit der Karolinger schließt den Breisgau, wie noch mehr die Ortenau, an den Westen. Daneben sind starke Einflüsse, die den Rhein heraufkommen — Kloster *L o r s c h*, Graf *C a n c o r* — und vom Bodenseegebiet her — *S t. G a l l e n*, *R e i c h e n a u* — zu verspüren. Damit gewinnen wir schon die Blickrichtung nach Osten, die zu Anfang des 10. Jahrhunderts mit dem neuen *s c h w ä b i s c h e n H e r z o g t u m* die ausschlaggebende wurde. Von da an erfolgten die stärkeren politischen Einwirkungen von Schwaben her, bis das zähringische Herzogtum sich selbständig neben das schwäbische der Rheinfelder und danach der Staufer gestellt hat.

<sup>6</sup> Zuerst umschrieben in dem Diplom Friedrichs I. für Konstanz von 1155: C. G. Dümgé, *Regesta Badensia*, S. 140.

<sup>7</sup> Der erste Archidiakon des Breisgaus erscheint zur Zeit des Bischofs Heinrich von Tanne (1255—1248): *Regesta Episcoporum Constantiensium* I. no. 1674. Vgl. Jos. Ahlhaus, *Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter* (1929), S. 51. — Der genaue Umfang des Archidiakonats Breisgau zuerst im *Liber decimationis cleri Constanciensis* von 1275: *Freiburger Diözesan-Archiv* (FDA) I., S. 198—212.

<sup>8</sup> Ahlhaus, *Die Alemannenmission und die Gründung des Bistums Konstanz* (1935), S. 11 ff. — Heinrich Büttner, *Schauinsland* 67, S. 8. — Die Entstehung der Bistumsgrenzen zwischen Straßburg, Basel und Konstanz und im besonderen die Zugehörigkeit des Breisgaus zur Diözese Konstanz ist nicht hinreichend geklärt. Vgl. hierzu Büttner, *Zeitschrift für Schweizer Kirchengeschichte* (ZSKG) 48, bes. S. 256 bis 241.

<sup>9</sup> Ekkehardi *Chronicon* (10. Jh.), *MG SS VI*, p. 185: *Brisahe, de quo omnis adiacens pagus appellatur Brisahcgoewe*.

<sup>10</sup> *Gestorum abb. Trudonensium Cont. III.* zum Jahr 958, *MG SS X*, p. 377. — *Liutprandi Antapodosis IV.* p. 27. zu 959, *Opera ed. J. Becker*, 3. Aufl. 1915. — *Sigberti Chronicon* zu 945, *DM SS IV*, p. 548.

<sup>11</sup> Büttner, *Geschichte des Elsaß* (1939), S. 94.

<sup>12</sup> *Vita s. Trudperti*, *MG Scr. rer. Merov. IV*, p. 360. — Vgl. Marcel Beck in: Theodor Mayer, *Beiträge zur Geschichte von St. Trudpert* (1937), S. 66 f.



In solcher Betrachtung erscheint der Breisgau als ein Zwischengebiet, das zu Zeiten eher als ein Vorland des Elsasses, zu Zeiten mehr als ein solches von Schwaben erscheint. Noch im 17. Jahrhundert hat Frankreich versucht, den Breisgau militärisch wieder zu einem Vorland des oberen Elsasses zu machen. Indessen hat der Breisgau auch eigene Wirkung nach außen geleitet, vornehmlich seit der Gründung von Freiburg, die als Vorbild für weitere Städtegründungen gedient hat.

Während für die Reichsgeschichte im 10.—12. Jahrhundert die Quellen noch einigermaßen ergiebig sind, ist es damit für die südwestdeutsche Landesgeschichte um so schlechter bestellt. Erst vom 13. Jahrhundert ab wird es mit der Überlieferung besser. Sie ist aber auch dann zunächst noch ungemein lückenhaft und gibt oft gerade darüber, was wir am ehesten wissen möchten, keine oder nur wenig Auskunft. So steht es auch mit dem Breisgau. Man hat einerseits die Möglichkeit, die Überlieferungsstücke, wie sie eben vorhanden sind, zu einer Geschichte zusammenzusetzen, möglichst viel Reichsgeschichte zur Füllung dazwischenzuflickern und über das Fehlende ein Grabeschweigen zu breiten; so sind gewöhnlich die älteren Landesgeschichten hinsichtlich der frühen Jahrhunderte verfahren. Man kann aber auch, ohne sich mit den wenigen fertigen Antworten zu begnügen, die die Quellen bereithalten, erst einmal die entscheidenden Fragen stellen, und sodann sich bemühen, welche Antworten mit dem gegebenen Material möglich sind. Dieses muß dann freilich bis in die letzten Winkel des Geschriebenen und Ungeschriebenen herangezogen und untereinander in fruchtbare Beziehung gebracht werden. Das ist es, was die neuere Forschung unternimmt.

Durch den Frieden von Preßburg im Dezember 1805 wurde der österreichische Breisgau dem Kurfürstentum, späteren Großherzogtum Baden, einverleibt. Als damals der Abt von St. Peter auf dem Schwarzwalde, Ignaz Speckle, verzweifelt um die Erhaltung seiner Abtei sich bemühte, erinnerte er den Regenten daran, daß St. Peter die Grablege seiner Vorfahren, der Herzöge von Zähringen, sei, und daß das Land jetzt gewissermaßen zu seinem angestammten Fürstenhause zurückkehre<sup>13</sup>. Dem Abt und seinem Kloster hat diese Erinnerung zwar nichts mehr genützt, doch der Gedanke einer Heimkehr des Breisgaus ist vom badischen Staat aufgenommen worden. Dem lag die Vorstellung zugrunde, die Zähringer seien Landesherren des Breisgaus gewesen, und dieser habe unter ihrer Herrschaft seine glanzvollste Zeit erlebt. Dann begann auch die Geschichtsforschung die Bedeutung der Zähringer überhaupt, und im besonderen für den Breisgau, herauszuarbeiten, obwohl die Überlieferung dürftig war. Damit entstand ein Bild der Geschichte des Breisgaus im hohen Mittelalter, in welchem die Zähringerzeit Epoche macht. Was ihr vorangeht, wird als Vorgeschichte betrachtet, was ihr nachfolgt, ist eine langwährende Auseinandersetzung um ihre Hinterlassenschaft.

Es wäre von einigem Reiz, einmal die Bedeutung der wiedererweckten Zähringertradition im Zusammenhang der Ausbildung des modernen badischen Staatsbewußtseins im 19. Jahrhundert zu untersuchen. Diese Linie beginnt schon im Jahre 1807 bei der Errichtung des Zähringerbrunnens (später Bertholdsbrunnen genannt) in Freiburg und führt in der Geschichtsschreibung bis zu dem Buche von Heyck über die Zähringer<sup>14</sup>. Die Forschung

<sup>13</sup> Julius Mayer, Geschichte der Benediktinerabtei St. Peter (1895), S. 208.

<sup>14</sup> Heyck, Geschichte der Herzöge von Zähringen (1891).



hat dann im 20. Jahrhundert von der Landesgeschichte und von einem neuen Bild der Verfassungsgeschichte her frische Impulse erfahren. Danach war die herzogliche Stellung der Zähringer eine gleichsam revolutionäre, und mit neuen, revolutionären Mitteln haben sie versucht, sich in ihrem Herrschaftsraum zu befestigen. Man meint hier bereits, die moderne Idee des Flächenstaates am Werke zu sehen, die sich neben hergebrachten Organisationsformen neuer Hilfsmittel wie Rodung und Städtegründung bedient<sup>15</sup>. Mit dem Aussterben der Herzöge und dem Auftreten zahlreicher Erbensprüche ist freilich der Komplex zerfallen; es zeigte sich, daß die Fläche kein Land war, wie Österreich beim Ausgang der Babenberger. Es fragt sich, wie weit dieser Zähringerstaat jemals die Geschlossenheit hatte, die man meinte nun zerfallen zu sehen, und ob man hier nicht doch einer optischen Täuschung unterliegt.

In diesem Sinne wollen wir die Zähringerzeit einmal nicht so sehr mit dem Blick auf die Leistungen und Schicksale dieser Familie hin betrachten, sondern von der Frage ausgehen: Was war im Breisgau schon vor den Zähringern und was war zu ihrer Zeit außer ihnen noch da?

## II.

Wenn die frühesten Nachrichten über den Breisgau Besitz von Klöstern zum Gegenstand haben, so sind es immer Güter und Rechte, die mit den großen karolingischen Konfiskationen im 8. Jahrhundert in Zusammenhang stehen. Hier werden uns auch die ersten Namen von Grafen im Breisgau bekannt<sup>16</sup>. Was aus dem Lorsch Besitz später wurde, ist bisher unerkennbar, über den sanktgallischen sind wir besser unterrichtet. Er hatte seinen Mittelpunkt im Gebiet um den Schönberg, wo die sanktgallische Propstei Ebringen bis zum Ende des alten Reiches bestand.

Doch wir erkennen eine noch ältere Schicht von Besitzungen als diese, die auf Einflüsse aus dem Elsaß zurückgeht und mit dem elsässischen Herzogtum des 7.—8. Jahrhunderts zusammenhängt, wenn auch der Breisgau bis auf die Zeit Teudebalds und Landfrieds dem alemannischen Herzogtum zugehörte. Da für diese Schicht ältere Urkunden fehlen, sind wir auf Schlüsse aus späteren Fälschungen angewiesen.

Hier ist zunächst das älteste Kloster, das im Breisgau liegt, zu nennen, St. Trudpert, im Anfang des 7. Jahrhunderts vom Elsaß her gegründet<sup>17</sup>; ferner die Besitzungen eines elsässischen Klosters Ebersheim-Münster. Mittelpunkt dieser Besitzungen war Burkheim am Kaiserstuhl, das ein wichtiger Stützpunkt der Etichonen gewesen sein muß; wahrscheinlich führt von hier eine Linie zu dem elsässischen Grafensproß Guntram, der bis 952 Burkheim besaß. Auch die Rechte von Ebersheimmünster in Weisweil werden im 12. Jahrhundert auf das elsässische Herzogtum zurückgeführt<sup>18</sup>.

<sup>15</sup> Th. Mayer, Der Staat der Herzöge von Zähringen (1955). — ders., Historische Zeitschrift (HZ) 159, S. 478 ff. — Karl S. Bader, Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung (1950), S. 58 f. — Vor Überschätzung der zähringischen Machtstellung warnt Hektor Ammann, Zeitschr. f. Schweizer Geschichte 24, S. 362 f.

<sup>16</sup> 758 Chancor: Wartmann I. S. 27. Vgl. Karl Glöckner, ZGO 89, S. 518, 525 f. — 765 Adelhart: Wartmann I. S. 47.

<sup>17</sup> Th. Mayer, Beiträge zur Geschichte von St. Trudpert (1957).

<sup>18</sup> Büttner, Elsaß-Lothr. Jahrbuch (ELJB) 18, S. 515. — ders., Schauinsland 67, S. 9. f., 51. — Über die Urkundenfälschungen des Klosters Ebersheim: Hans Hirsch in Festschrift Hans Nabholz (1954), S. 25 ff., mit früherer Literatur.



Ganz im Dunkel der Frühzeit verliert sich der Ursprung der großen Besitzungen Murbachs im Breisgau. Er könnte zum Teil schon dem 7. Jahrhundert entstammen, der Zeit der Organisierung der Pfarrei-Seelsorge, denn er umfaßt besonders großen Besitz an Pfarrkirchen<sup>19</sup>. Anderes mag auf die fränkische politische Durchdringung seit dem 8. Jahrhundert zurückgehen, wovon wenigstens eine erhaltene Urkunde zeugt<sup>20</sup>. Sicher ist, daß spätestens seit dem 11. Jahrhundert kein neuer Besitz hinzugekommen ist. Murbachischer Streubesitz reichte bis in den Norden des Gaues (Kirche Nimburg, Köndringen, Hochdorf), lag am südlichen Kaiserstuhl (Wasenweiler), die Hauptmasse aber befand sich im Süden, im heutigen Markgräflerland und dessen näherer Nachbarschaft; am wichtigsten davon der Salhof Schopfheim und die Burg Rötteln, die im 13. Jahrhundert unter habsburgischer Vogtei stehen. Auf dieses Vogteiverhältnis gehen die habsburgischen Ansprüche auf die Herrschaft Rötteln zurück, an denen bis in das 18. Jahrhundert mit Zähigkeit festgehalten wurde.

In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts stand den Karolingern wieder ein größerer Komplex von Gütern zur Verfügung, der durch ihre Vermittlung an ein elsässisches Kloster gelangt, an das nicht lange zuvor von der Kaiserin Richgard gegründete Frauenstift A n d l a u (etwa 880). Von diesem Besitz wird noch später die Rede sein. Die letzte der großen königlichen Konfiskationen war dann die mit dem Sturze Guntrams im Jahre 952 verbundene. Diese Besitzungen kamen großenteils an E i n s i e d e l n <sup>21</sup>, einiges auch an das D o m s t i f t K o n s t a n z. Nicht mehr die fränkische Durchdringung mit Mitteln vom Elsaß her stand jetzt im Vordergrund, sondern die nordsüdlich nach den Alpenpässen gerichtete Politik der Ottonen<sup>22</sup>.

Noch einmal ist späterhin etwas im Stile dieser frühen Konfiskationen, dieser Neuschöpfungen von Reichsgut, im Breisgau versucht worden: Die Einziehung der Reichslehen nach dem Aussterben der Zähringer durch König Friedrich II. Sie ist nicht mehr gelungen.

Nach dem Ausgang der Karolingerzeit macht sich die Aktivität des neuerstandenen schwäbischen Herzogtums B u r k h a r d s I. auch im Breisgau bemerkbar, während das Elsaß noch bis 925 im Bereich der Macht des westfränkischen Königtums lag. Woher die Güter stammen, mit denen das nunmehr gegründete zweite Kloster des Breisgaus, Waldkirch, ausgestattet wird, wäre noch zu untersuchen, insbesondere die Frage, ob hier an altalemannisches Herzogsgut gedacht werden kann. Das Königtum war zunächst kaum in der Lage, hier einzugreifen, der Herzog nannte sich stolz von Gottes Gnaden. Besitzveränderungen können damals auch eingetreten sein als Folge der Magyarenzüge, die große Verwirrung veranlaßt haben dürften. Unter Herzog Burkhard's Nachfolger H e r m a n n wurde auch das Elsaß in den östlichen Bereich gezogen. Hermann I. nannte sich Herzog von Schwaben und Elsaß. Dieses Herzogtum wurde nun eine der stärksten Stützen der Herrschaft der ottonischen Könige.

Für Otto I. wurde das Herzogtum Schwaben zum Rückhalt im Kampf mit den Gegnern seiner Herrschaft. Hier tritt zum erstenmal die Bedeutung Breisachs in Erscheinung. In jener Zeit, als das ähnlich auf einer Anhöhe

<sup>19</sup> Büttner, Elsaß S. 81. — ders. ELJB 18, S. 516 ff.

<sup>20</sup> Vom Jahre 805 über Besitz in Grifheim, Kreis Müllheim; ZGO 6, S. 422.

<sup>21</sup> Paul Kläui in Festgabe für Hans Nabholz (1944), S. 92 ff.

<sup>22</sup> Büttner in: Der Breisgau, Oberrhein. Heimat, Jahresband 1941, S. 125 f.



am Rhein gelegene Burkheim Stützpunkt der Etichonen war, bleibt für uns Breisach völlig im dunkeln. Jetzt, 959, setzte sich dort Herzog Giselbert von Lothringen fest und wurde von Otto belagert. Beim Aufstand Liudolfs nahm Otto Breisach aufs neue, das damals als ein besonderer Schlupfwinkel der Feinde des Königs bezeichnet wird<sup>23</sup>. Daß der Oberrhein und besonders Breisach in dieser Zeit in der Reichsgeschichte eine Rolle spielt, hängt zusammen mit den Vorstößen des französischen Königtums in das Elsaß wie auch mit der kaiserlichen Italienpolitik, für welche die Gegend als Durchgangsland nach den Alpenpässen wichtig wurde.

In heftigen Kämpfen hat Otto mit seinen Gegnern am Oberrhein ausgeräumt und Einrichtungen geschaffen, die auch den Breisgau für ihn sichern sollten. Insbesondere hat das Kloster Einsiedeln damals seine Güter bekommen, die ihren Mittelpunkt in Riegel erhielten. Das Grafenamt im Breisgau, das bis zu seinem Aufstand der Königssohn Liudolf gehabt hatte, erhielt ein Pirichtilo oder Berthold, in welchem man einen Ahnen der Zähringer vermutet<sup>24</sup>.

Klöster mit ihrem Besitz sind allein noch selten ein politischer Faktor, wesentlich ist die Macht, die hinter einem Kloster steht, das für sie Besitz sichert und verwaltet. Anders ist es mit Bistümern, die durch ihre Lehensträger und Vasallen selber militärische Macht bedeuten. Im Zusammenhang mit der ottonischen Kirchenpolitik sind die Bischöfe von Straßburg und insbesondere von Basel auch im Breisgau an die erste Stelle gerückt. Sie sind es, die später den Zähringern das Gegengewicht halten. Ihnen gegenüber spielt das weitentfernte Hochstift Konstanz politisch nur eine geringe Rolle.

Über die Stellung des Bistums Basel im Breisgau sind wir erst durch Urkunden des 11. Jahrhunderts unterrichtet. Es ist jedoch anzunehmen, daß diese zum Teil Verhältnisse bestätigen, die sich schon im 10. Jahrhundert entwickelten, nachdem die Stadt und das Hochstift sich aus den Trümmern von 917 wieder erhoben hatten.

Basler Streubesitz lag im unteren Wiesental, dazu die Kirchen von Lörach, Hauingen und Kandern, ferner Istein. Ein alter Besitz ist Schliengen samt Mauchen und Steinenstadt, das die Üsenberger zu Lehen hatten. Bei Steinenstadt suchen wir Rinka, die Marktgründung für das Kloster Sulzburg, das von Pirtilo gegen 993 gegründet war. 1008—1010 kam das Kloster an Basel<sup>25</sup>, und es ist anzunehmen, daß die Gründung von vornherein auf baslischem Gebiet geschehen ist. Auch hier finden wir die Üsenberger als Vögte (1157)<sup>26</sup>.

Die Festung Breisach verteidigte der Bischof von Basel im Jahr 1002 zusammen mit dem Bischof von Straßburg für König Heinrich II. gegen den Prätendenten Herzog Hermann II. von Schwaben. Seitdem war Breisach in baslischer Hand. Ein päpstliches Privileg von 1146 berichtet, daß der Ort im Besitz der Basler Kirche neu aufgebaut worden sei<sup>27</sup>. 1185 nahm Kaiser Heinrich VI. die Hälfte Breisachs von Basel zu Lehen<sup>28</sup>, die König Philipp schließlich an Herzog Berthold V. verpfändete<sup>29</sup>. So kamen die Zähringer

<sup>23</sup> Continuatio Reginonis, Scr. rer. Germ. rec. F. Kurze (1890), S. 167.

<sup>24</sup> Heyck, Zähringer S. 4 f.

<sup>25</sup> Theodor Mayer-Edenhauser, ZGO 91, S. 256.

<sup>26</sup> Heinrich Maurer, ZGO 67, S. 589.

<sup>27</sup> J. Trouillat, Monuments de l'ancien évêché de Bâle I. p. 296.

<sup>28</sup> ebd. p. 599 f.

<sup>29</sup> Heyck, Zähringer S. 448, 451.



kurz vor ihrem Ausgange auch nach Breisach, wo schon lange die Üsenberger saßen. Konnten die Zähringer den unteren Breisgau beherrscht haben, solange sie Breisach nicht hatten?

Der im 12. Jahrhundert genannte baslische Besitz<sup>30</sup> ist jedenfalls schon im 11. Jahrhundert vorhanden gewesen, da später in der Zeit der Herzogsmacht der Zähringer kaum etwas dazugekommen sein wird. Dieser Besitz an Kirchen und Dinghöfen im unteren Breisgau gliedert sich räumlich in drei Komplexe. Der erste umfaßt die Breisacher Burgen und den inneren Kaiserstuhl mit den Kirchen zu Breisach, Bickensohl und Bischoffingen samt ihren Filialen. Der zweite umfaßt Kirchhofen mit seinen zahlreichen Filialen, darunter auch Staufeu. Der dritte liegt im Bereich des gleich zu nennenden Wildbannbezirks mit den Kirchen Zähringen, Lehen und Umkirch, dazu Merdingen. Hieran schließt sich noch Sulzburger Klosterbesitz in Holzhausen, Vörsstetten und Reute. In jedem der drei Komplexe sind die Zwing- und Bannrechte des wichtigsten Ortes in den Händen Basels; im Kaiserstuhl Bischoffingen, im Wildbannbezirk Umkirch, in der Staufener Bucht Kirchhofen. Doch dürften auch in den übrigen Orten diese Rechte dem Bischof zugestanden sein<sup>31</sup>.

Während diese örtlichen Güter und Rechte sich im wesentlichen auch in zähringischer Zeit in baslischer Hand und unter üsenbergischer Vogtei erhalten haben, wurde der Regalbesitz zähringisches Lehen, wahrscheinlich aus Anspruch herzoglichen Rechtes.

König Heinrich II. hatte dem Bischof Adalbero von Basel 1004 den großen Hartwald im Sundgau<sup>32</sup> und 1008 den Wildbann in einem geschlossenen Gebiet vom Schwarzwald bis an den Kaiserstuhl und Tuniberg verliehen<sup>33</sup>. Die Umgrenzung wird in der Urkunde angegeben; es handelt sich dabei keineswegs wie im Sundgau um ein geschlossenes Waldgebiet. Dementsprechend hat es auch keinen eigenen Namen. Die Bezeichnung Mooswald eignet ursprünglich nur einem bestimmten Waldbezirk nordwestlich von Freiburg zwischen Lehen und Zähringen. Die Bedeutung der Grenzen des Wildbannbezirks, innerhalb dessen sich viel baslischer Besitz an ortsherrlichen Rechten, Höfen und Kirchen befindet, wäre noch zu untersuchen. Im Südosten, nach dem Schönberg hin, scheint es das sanktgallische Gebiet zu sein, vor dem Halt gemacht wird; im Nordosten werden die Ortschaften am Rande des Schwarzwaldes einbegriffen; im Norden muß Straßburger Einflußgebiet liegen. Die Wildbänne des Kaiserstuhls im Westen erkennen wir später auch in stiftbaslischem Besitz und als Lehen der Üsenberger. In der auf 1139 datierten Papsturkunde, einer Anfertigung von Ende dieses selben Jahrhunderts<sup>34</sup>, werden die Wildbänne des Breisgaus insgesamt für Basel in Anspruch genommen, und dies wird 1233—1234 von König Heinrich anerkannt<sup>35</sup> und ist auch noch viel später anerkannt worden. Der Wildbannverleihung von 1008 folgte im Jahre 1028 die Verleihung von Bergwerksrechten durch Konrad II.<sup>36</sup> Auch diese wurden in der Folge als ein allgemeines Bergwerksregal im Breisgau ausgelegt.

<sup>30</sup> Bestätigung des stift-baslischen Besitzes durch Papst Innozenz II. von 1159, April 14. Trouillat I. p. 275.

<sup>31</sup> Mayer-Edenhauser, ZGO 91, S. 239.

<sup>32</sup> MG DH II no. 80, S. 100 f.

<sup>33</sup> ebd. no. 188, S. 222 f.

<sup>34</sup> Albert Brackmann, Germ. Pontif. II. 2, S. 224.

<sup>35</sup> ZGO 4, S. 223. — Fürstenb. Urkundenbuch I. S. 165.

<sup>36</sup> MG DK II no. 155, S. 179 f.



Wir sahen, daß viele Voraussetzungen gegeben waren für die Ausbildung eines baslischen Territoriums im Breisgau, so wie ja in der Ortenau das Hochstift Straßburg tatsächlich ein Territorium begründet hat. Im Breisgau gelang dies den Bischöfen von Basel nur in bescheidenem Umfang, in der Landvogtei Schliengen. Im übrigen waren hier die gegenwirkenden Kräfte, vor allem die Zähringer Herzöge, zu stark. Denken wir in diesem Zusammenhang auch an das Kloster St. Blasien, wo das eigenkirchlich begründete Recht Basels weichen mußte, und Herzog Konrad von Zähringen sich die Vogtei sichern konnte<sup>37</sup>.

Das Verhältnis der Zähringer zu Basel wurde zuletzt von H. Büttner behandelt<sup>37a</sup>. Er hat sich dabei nicht auf den Breisgau beschränkt, sondern hat stets die Gesamtposition der Zähringer im Auge behalten und im Zusammenhang damit ihre Politik im Breisgau erklärt. Auch hierbei wurde die überragende Stellung Basels im Breisgau deutlich, der gegenüber die Zähringer erst allmählich vorgedrungen sind. Eine ungelöste Hauptfrage bleibt hier, wann und auf welche Weise die Zähringer in den Lehensbesitz der Basler Wildbann- und Bergwerksregale gelangt sind und was dann mit dem Basler Güter- und Kirchenbesitz, der innerhalb des Wildbannbezirks lag, geschehen ist. Ich neige zu der Annahme, daß dieser Bezirk faktisch schon zu der Zeit in die Hände Bertholds II. kam, als er seinen großen Zug gegen St. Gallen in den Breisgau unternahm, 1079. Auf keinen Fall gehört er zu Breisach und kann darum auch nicht erst Ende des 12. Jahrhunderts zusammen mit diesem zähringisch geworden sein. Denn man muß sich überzeugen, daß zu diesem Wildbannbezirk — irreführenderweise immer wieder Mooswald genannt — auch Zähringen gehört, wohin die Herzöge ihre Burg gebaut haben, nach der sie sich nannten. Der Wildbannbezirk wurde zur eigentlichen Herrschaft Zähringen, einer Reichslehenherrschaft, und wenn auf irgendetwas, bezieht sich hierauf der Ausdruck *dux Zaringie*<sup>38</sup> anstatt des *de Zaringen* wie sonst, also entsprechend dem *dux Sueviae* u. a.

Ein weiterer wichtiger Einschnitt ist das Jahr 1090, als Berthold II. die Rheinfelder Erbschaft antreten konnte. Büttner ist der Ansicht, daß der Zähringer nunmehr durch den Besitz von Rheinfeldern dem Bischof von Basel nahe auf den Leib rückte und dadurch veranlaßt war, auch im Breisgau seine Position gegen Basel zu verstärken. Das habe dann zur Erbauung von Freiburg seit 1091<sup>38a</sup> sowie der Feste Zähringen geführt, und mit dieser Schwerpunktverlegung auch zur Verlegung des Hausklosters in Weilheim nach St. Peter auf dem Schwarzwald. Hiermit würde die alte Kontroverse, ob Freiburg als lokaler Marktort oder als Fernhandelsplatz gegründet worden sei, dahin beantwortet, daß es in erster Linie als Waffenplatz gegen Basel gedacht war. Ich weiß nicht, ob man bei dieser Annahme nicht doch über das Ziel hinausschösse. Militärische Bedeutung hat eine Gründung wie Freiburg natürlich gleichwohl gehabt.

Schwerer zu fassen als die Rolle des Hochstifts Basel im Breisgau ist diejenige *S t r a ß b u r g s*. Dementsprechend ist dieselbe bisher auch noch nicht untersucht worden. Es können demnach lediglich einige Andeutungen hierzu gemacht werden.

<sup>37</sup> Büttner, ZSKG 44, S. 147 f.

<sup>37a</sup> Schauinsland 76, S. 1 ff.

<sup>38</sup> z. B. im Freiburger Stadtrodel von 1120: J. D. Schoepflin, *Historia Zaringo-Badensis* V. S. 50. — Heinrich Schreiber, *Urkundenbuch der Stadt Freiburg I* S. 5.

<sup>38a</sup> H. Büttner, *Schauinsland* 76, S. 10. — ders. *ZGO* 107, S. 70.



Während die Urkunden König Heinrichs II. und Konrads II. sowie päpstliche Bestätigungen einen ziemlich umfassenden Einblick in die Stellung des Hochstifts Basel gewähren, sind es bei Straßburg nur verstreute Hinweise, die uns zur Verfügung stehen. Das älteste Beispiel, der Besitz des bischöflich-straßburgischen Klosters *Ettenheimmünster*, geht auf das 8. Jahrhundert zurück. Damals stattete Bischof Heddo, früherer Abt von Reichenau, Ettenheimmünster mit Besitz aus, der von Herzog Ernst herstammte: Güter in Forchheim, Bahlingen, Rotweil, Wellingen und Riegel; ferner erhielt das Kloster aus dem Besitz der Straßburger Marienkirche das opidum Endingen zusammen mit dem bischöflichen Fiskalbesitz dort, sowie Burkheim und Grüningen. Die entsprechende Urkunde ist verfälscht, wird jedoch im Kern für echt gehalten<sup>39</sup>. Auffallend ist, daß es die gleichen Orte sind, die später Guntram besaß. Dies hängt vielleicht wieder damit zusammen, daß es sich um Güter der früheren elsässischen Herzöge handelt, mit denen Guntram wahrscheinlich verwandt ist. Von den Gütern Guntrams kam zwar vieles an Einsiedeln, aber in Forchheim und Endingen erhielt auch Bischof Erchenbald und das Straßburger Domkapitel in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts neuen Besitz<sup>40</sup>. Im Jahre 1111 wandten sich die Mönche von Ettenheimmünster an König Heinrich V. mit der Bitte, ihnen den durch die Bischöfe entfremdeten Besitz wieder zu verschaffen<sup>41</sup>. Nachdem sie aber für ein paar Jahre wieder in deren Genuß gekommen waren, wurden sie ihnen aufs neue abgenommen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hierbei die vorhin genannten Breisgauer Güter gemeint sind, weil offenbar zur gleichen Zeit und zum gleichen Zweck die Urkunde Heddos von 762, die die Breisgauer Güter nennt, überarbeitet wurde.

Ein weiteres Beispiel für die frühe Aktivität des Bistums Straßburg im Breisgau gibt die Geschichte des Klosters *St. Trudpert*. Als dieses im 10. Jahrhundert abgebrannt war — vielleicht in der Zeit der Magyarenzüge — erfolgte die Wiedererstellung mit Hilfe Bischof Erchenbalds von Straßburg. Daraus wurde ein Eigenkirchenrecht der Bischöfe mit dem *ius fundi* abgeleitet<sup>42</sup>. Dementsprechend wurde noch der große Erschatzprozeß, den das Kloster im Anfang des 13. Jahrhunderts mit seinen Hinterlassen führte, vor das Hofgericht des Bischofs gebracht und dort entschieden<sup>43</sup>.

Ein weiteres Kloster mit Besitz im Breisgau ist die Frauenabtei *St. Stephan* zu Straßburg. Diese erhielt von der Kaiserin Irmgard, Gemahlin Lothars, den Ort Munzingen mit der Kirche<sup>44</sup>. Angeblich von König Heinrich II. wurde die Abtei dem Bischof Werner von Straßburg übertragen<sup>45</sup>. Schon vorher, am Ende des 10. Jahrhunderts, war das Kloster *Andlau* mit seinem großen Besitz im nördlichen Breisgau (Endingen, Riegel, Bahlingen, Kiechlingsbergen, Sexau und Kenzingen) von Papst Gregor V. dem Bischof Widerold übergeben worden<sup>46</sup>. Hierdurch kamen in der Folge die Üsenberger als andlause Vögte in enge Beziehungen auch zu Straßburg.

<sup>39</sup> Regesten der Bischöfe von Straßburg I. no. 46, S. 224 f.

<sup>40</sup> ebd. no. 184, S. 254.

<sup>41</sup> ebd. no. 590, S. 502.

<sup>42</sup> Th. Mayer, *St. Trudpert* S. 15.

<sup>43</sup> Mayer-Edenhauser in Th. Mayer, *St. Trudpert*, S. 152 ff.

<sup>44</sup> Büttner, *Schauinsland* 67, S. 10 f.

<sup>45</sup> Maurer, *ZGO* 67, S. 427. — Die betr. Urkunde ist eine Fälschung des 12. Jh. Vgl. Reg. Bischöfe Straßburg I. no. 221, S. 264 f.

<sup>46</sup> Maurer, *ZGO* 67, S. 591 f. — Reg. Bischöfe Straßburg I. no. 200 und 201, S. 256 f.



Zuletzt wäre noch der Besitz des Klosters Schuttern zu nennen, der sich in sieben Orten des nördlichen Breisgaus befand, dabei die Kirchen von Köndringen, Wöplinsberg, Wippertskirch, Heimbach und die untere Kirche in Bahlingen<sup>47</sup>. Wir sehen damit, daß der Klosterbesitz, der unter Straßburger Einfluß stand, im Breisgau beträchtlich war, und daß der Bischof auch vor dem Anfall des Nimburger Erbes im Jahre 1200, wovon noch zu sprechen sein wird, eine beachtliche Stellung haben muß.

Wir sahen schon, daß im Jahre 1002 außer dem Bischof von Basel auch der Straßburger Bischof, Werner I., als Parteigänger Heinrichs II. sich in Breisach befand. Auch in der Zeit Heinrichs IV. gehörten die Straßburger Bischöfe zu den Helfern des Königs. Werner II. begleitete Heinrich 1077 nach Canossa und erhielt vom König noch im selben Jahr die Grafschaft im Breisgau, deren Herzog Berthold I. entsetzt worden war<sup>48</sup>. Bischof Werners zweiter Nachfolger war der Staufer Otto, Bruder Herzog Friedrich I. von Schwaben, und ihm folgte im Jahre 1100 wieder ein enger Freund Heinrichs IV., Bischof Cuno. Von diesen beiden Bischöfen heißt es, sie hätten viele Güter des Ortenauer Klosters Ettenheimmünster an weltliche Herren gegeben und das Gotteshaus dadurch heruntergebracht<sup>49</sup>.

In einer besonderen Beziehung muß Straßburg zu dem bedeutenden Dynastengeschlecht der Grafen von Nimburg gestanden sein. Die Geschichte dieses Hauses und seines Besitzes zu erforschen ist eine Aufgabe, zu der noch manches zu leisten ist. Heyck in seiner Geschichte der Zähringer hält die Nimburger, ebenso wie die Herren von Üsenberg, für Nachkommen jenes Hesso<sup>50</sup>, der um 1072 dem heiligen Ulrich den Ort Grüningen zur Gründung eines Cluniazenserpriorats überließ, das wenig später nach der Wilmarszelle, dem später so genannten St. Ulrich, verlegt wurde. Die Beziehungen der Nimburger zu Straßburg werden erst zu Ende des 12. Jahrhunderts deutlicher, wo Graf Berthold III. in Straßburger Bischofsurkunden als Zeuge auftritt. Im Jahre 1200, vor Antritt seines zweiten Kreuzzuges, von dem er nicht mehr zurückgekehrt ist, hat er Nimburg mit Zubehör, dann seinen Besitz in St. Ulrich und Sölden samt dem Patronat dieser Klöster, auch weiteren Besitz an Straßburg verkauft<sup>51</sup>. Welche Bindungen an Straßburg diesem Schritt vorhergegangen sein mögen, bleibt vorläufig im dunkeln. Auf jeden Fall dürften die Grafen von Nimburg in zähringischer Zeit, wahrscheinlich mit Rückhalt an Straßburg, eine selbständige Stellung im Breisgau eingenommen haben. Vielleicht gehören sie zu jenen weltlichen Herren, denen Güter des Klosters Ettenheimmünster überlassen worden sind. Graf Berthold III. hatte jedenfalls auch Besitz in Riegel<sup>52</sup>. Dieser Riegeler Hof samt Weisweil und Herbolzheim kam aus dem Nimburger Erbe als straßburgisches Lehen an die Herren von Üsenberg<sup>53</sup>.

<sup>47</sup> Urkunde Papst Innozenz II. für Schuttern von 1156, Oktober 28. Dümgé, Reg. Bad. p. 57. — Brackmann, Germ. Pontif. III. 5, p. 81 f. — Die Benediktinerabtei Schuttern war lehenrechtlich seit Kaiser Heinrich II. dem Bistum Bamberg unterstellt. Heyck, Zähringer S. 499 f. bemerkt jedoch, daß nicht alle bambergischen Besitzungen im Bereich der Zähringer zu deren Vogtei gehörten. Für Schuttern läßt sich keine Ausübung zähringischer Vogtei nachweisen. Im 15. Jh. war die Vogtei im Besitz der Herren von Diersburg, welche engste Beziehungen zu den Geroldseckern und zu Straßburg hatten. Zwei Diersburger, Vater und Sohn, fielen 1262 in der Schlacht bei Hausbergen.

<sup>48</sup> Reg. Bischöfe Straßb. I. no. 527, S. 287

<sup>49</sup> ebd., no. 556, S. 296 und no. 409, S. 306.

<sup>50</sup> Heyck, Zähringer S. 572.

<sup>51</sup> Reg. Bischöfe Straßb. I. no. 711 und 712, S. 575 f.

<sup>52</sup> ebd., no. 712, S. 576.

<sup>53</sup> Maurer, ZGO 67, S. 418.



Auch im Schwarzwald haben die Nimburger Fuß zu fassen gesucht, sind aber dort durch die Zähringer verdrängt worden<sup>54</sup>. Herzog Berthold V. hat nun, als die Herrschaft Nimburg im Jahre 1200 an Straßburg fallen sollte, diese selbst in Anspruch und wohl auch zum Teil in Besitz genommen. Die Cluniazenserklöster Sölden und St. Ulrich, die Besitz in 48 Orten des Breisgaus hatten, wehrten sich gegen den straßburgischen Patronat; in dem Rechtsstreit darüber entschied der Papst erst gegen Straßburg, dann erfolgte Berufung und ein neuer Termin<sup>55</sup>. Jedenfalls hat der Bischof 1215 eine Urkunde St. Ulrichs besiegelt<sup>56</sup> und ist als Schiedsrichter zwischen St. Ulrich und St. Trudpert aufgetreten<sup>57</sup>. Im Jahr 1214 bestätigte König Friedrich II. dem Bischof von Straßburg den Nimburger Besitz samt Sölden und St. Ulrich und verzichtete auf eigene Ansprüche<sup>58</sup>. In der Folge hatte der Herrscher selbst diesen Besitz als Straßburger Lehen inne, bis nach 1245 die staufische Stellung zusammenbrach und Bischof Heinrich von Stahleck die Güter zurückeroberte<sup>59</sup>. Nach der Schlacht von Hausbergen (1262) wurden die Freiburger Grafen damit belehnt.

Nach den Grafen von Nimburg — woher der Grafentitel stammt, vermag man nicht zu erkennen — müssen noch einige Worte über die Herren von Üsenberg gesagt werden. Ihr alter Eigenbesitz liegt nördlich von Basel (Riehen, Weil, Inzlingen, Höllstein) und im Wiesental bis nach Schönau<sup>60</sup>. Die Burg Üsenberg und alles, was sie von Schliengen abwärts im unteren Breisgau hatten, war Lehen von Basel in Verbindung mit dem Schenkenamt, oder Lehen von Straßburg bzw. von straßburgischen Klöstern wie Andlau<sup>61</sup>. Ihre Stellung gegenüber den Zähringern war durch diese Situation bestimmt. Kein Üsenberger erscheint unter den Schenkern oder Urkundenzeugen für das Zähringerkloster St. Peter. Andererseits findet sich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Burkhard I. von Üsenberg öfters sowohl im Gefolge der Basler Bischöfe wie der Herzöge von Zähringen<sup>62</sup>. Im 13. Jahrhundert war Rudolf I. von Üsenberg ein Anhänger der Staufer-Könige Philipp und Friedrich II. Dem hat er vermutlich die Vogtei über die einsiedlichen Güter und die Burg Riegel zu verdanken, auf der zuvor ein zähringischer Ministeriale (Werner von Roggenbach) gesessen war<sup>63</sup>. Dank den Üsenbergern ist den Zähringern kein Einbruch in das System der stift-baslischen Lehen gelungen. Im 13. Jahrhundert standen die Üsenberger auf seiten der Bischöfe von Straßburg und der Geroldsecker gegen die Grafen von Freiburg.

Auf das vom Breisgau gesehen auswärtige Dynastengeschlecht der Grafen von Habsburg kann hier nur eben hingewiesen werden. Es hatte alten Besitz am Kaiserstuhl (Limburg, Endingen)<sup>64</sup>, von dem jedoch im 13. Jahrhundert nicht viel übrig war. Auch die habsburgischen Klöster Muri<sup>65</sup> und Ottmarsheim<sup>66</sup> waren im Kaiserstuhl mäßig begütert, letzteres stärker im

<sup>54</sup> Edgar Fleig, Studien zur Geschichte des Klosters St. Peter (1908), S. 101, no. 12.

<sup>55</sup> Reg Bischöfe Straßb. I. no. 720, 721, 722, S. 577 f.

<sup>56</sup> ebd. II. no. 795, S. 12.

<sup>57</sup> ebd. no. 797, S. 12.

<sup>58</sup> ebd. no. 801, S. 15.

<sup>59</sup> Maurer, ZGO. 67, S. 416.

<sup>60</sup> ebd. S. 576.

<sup>61</sup> Maurer, ZGO. 54, S. 149. — Hans Fehr, Entstehung der Landeshoheit im Breisgau (1904), S. 66.

<sup>62</sup> Maurer, ebd. S. 150.

<sup>63</sup> ders., ZGO. 67, S. 408 ff. — Quellenwerk zur Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft II. 2, S. 55.

<sup>64</sup> Güter aus ehemals habsburgischem Besitz in Endingen 1219: Schoepflin, HZB V. p. 152 f.

<sup>65</sup> Aloys Schulte, Mitteilungen des österreichischen Instituts 7, S. 7.

<sup>66</sup> Regesta Habsburgica I. no. 15, S. 7.



oberen Breisgau auf der Gegenüberseite des Rheins (Heitersheim, Steinensstadt, Bellingen, Rümmlingen, Ötlingen, Binzen). Das neue Vordringen der Habsburger im 13. Jahrhundert steht nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhang mit der zähringischen Geschichte.

In enger Verbindung mit den Zähringern sind dagegen die Herren von Staufen emporgekommen. Sie sind *militēs ducis* und kommen zuerst im Rotulus von St. Peter als Stifter und Zeugen vor<sup>67</sup>. Wie sie als zähringische Ministeriale nach Staufen kamen, das doch wie Kirchhofen und Sulzburg im bischöflich-baslischen Bereich lag, ist ungeklärt. Sie gewannen die Vogtei über St. Trudpert und besaßen im 13. Jahrhundert einen Teil der Bergwerke im Münstertal. Sie hatten von aller Welt Güter zu Lehen, auch von den Üsenbergern. Die Geschichte dieses Hauses und seines Besitzes zu erforschen und darzustellen wäre eine der notwendigen Aufgaben innerhalb der breisgauischen Geschichte<sup>68</sup>.

Wir haben in kurzem Umriß gesehen, welche Mächte im Breisgau eine Rolle spielten, ehe die Zähringer auf die Höhe ihrer Wirkung kamen, und wie diese Mächte dort ihre Stellung behaupteten, ja sogar im Vordringen waren wie das Bistum Straßburg. Daneben gab es einheimische Dynastengeschlechter, die sich nicht an die Zähringer anlehnten, sondern an die geistlichen Fürsten von Basel und Straßburg.

### III.

Wir wenden uns nun diesen *Bertholden* zu. Was ihre Herkunft und was die früheren Mitglieder des Hauses betrifft, so ist da noch manche Frage offen. Der erste mit Sicherheit Erfassbare ist ein Birchtilo, der seit 990 als Graf im Breisgau genannt wird<sup>69</sup>. Sehr wahrscheinlich ist ein anderer Birchtilo oder Pirichtilo, 962—968 als Breisgaugraf erscheinend, sein Vater gewesen und ist dieser identisch mit dem 982 im Heere Ottos II. in Süditalien gefallenen Berthold. Zwischen diesen beiden wird einmal ein Breisgaugraf Diethelm, mit dem wir gar nichts anzufangen wissen, genannt. Der dritte nachfolgende Berthold, genannt Bezelin von Villingen, war nicht Graf im Breisgau, sondern in der Ortenau. Im Breisgau war dagegen 1007 Graf ein Adelbero, vielleicht aus demselben Geschlecht, vielleicht auch nicht. Dann folgt eine Grafenlücke bis zum Jahre 1028.

Immer wieder ist das mit Unterbrechungen auftretende Grafenamt der frühen Bertholde im Breisgau als Argument dafür angeführt worden, daß sie aus dieser Landschaft gestammt oder dortselbst ihre Machtgrundlage gehabt haben müßten. Im selben Atem wird dann auch von den Stammgütern im Breisgau gesprochen, wenn auch keineswegs gezeigt werden kann, worin dieselben bestanden hätten. Das einzige, was angeführt wird, ist Sulzburg. Hier hat der Breisgaugraf Berthold gegen 995 ein Frauenkloster gegründet. Die Rolle aber, die Basel hierbei spielte, sowie die Tatsache, daß Sulzburg 1008/10 völlig an dieses<sup>70</sup> und danach an die üsenbergische Vogtei überantwortet wurde, lassen nicht ohne weiteres auf Stammgüter, also alten Allodsbesitz, schließen.

<sup>67</sup> FDA 15, 155 ff.

<sup>68</sup> Schauinsland 76, S. 55 ff.

<sup>69</sup> Heyck, Zähringer, S. 5 f.

<sup>70</sup> Mayer-Edenhauser, ZGO. 91, S. 256.



Was das Grafenamt betrifft, so berechtigt im 10. Jahrhundert ein solches keineswegs zu dem Schluß, sein Inhaber müsse in dem betreffenden Gebiet eine starke eigene Besitzgrundlage gehabt haben. Gerade im Breisgau scheint in dieser Zeit die Grafschaft besonders schwach zu sein und an Leute gegeben zu werden, die im Lande selbst keine umfangreichen Güter hatten<sup>71</sup>. Auch die Erbllichkeit des Amtes hat sich erst allmählich durchgesetzt. Eine viel größere Rolle im Lande spielte demgegenüber das Herzogtum.

Das schwäbische Herzogtum trat mit Burkhard I. wieder machtvoll in Erscheinung, was nicht zuletzt im Breisgau zu spüren ist. Dafür zeugt die Gründung des Klosters Waldkirch und dessen überaus reiche Ausstattung. 926 folgte auf Burkhard der Franke Hermann I., eine der treuesten Stützen König Ottos I. Allein schon mit dem Waldkircher Besitz und mit Breisach war die herzogliche Stellung im Breisgau eine beachtlich starke<sup>72</sup>.

Graf im Breisgau wird zur gleichen Zeit der nicht weiter bekannte Adalbero genannt. Von 926 bis 952 fehlt jede Spur eines Grafen. Es ist die Zeit, in der der berühmte Guntram Graf gewesen sein und eine überragende Stellung im Breisgau eingenommen haben soll<sup>73</sup>. Nach aller Erfahrung würde die Tatsache, daß Guntram im Breisgau beträchtlich begütert war, eher dagegen sprechen, daß er auch das Grafenamt hatte. Es wird ferner angeführt, daß in dem Augenblick, als 952 Guntrams Sturz erfolgte, der Königssohn Liudolf als Breisgaugraf erscheint und also den Guntram abgelöst haben müsse<sup>74</sup>. Nun läßt aber zu jener Zeit die erste Nennung eines Amtes allein noch nicht einen Schluß auf den Zeitpunkt des Amtsantrittes zu. Liudolf war seit 949 auch Herzog.

Die früheren Bertholde verdanken ihr Grafenamt im Breisgau bzw. in der Ortenau der Verbindung zu den Ottonen, die entweder direkt bestand oder über die schwäbischen Herzöge führte. Ihre Besitzungen hatten sie an der Alb und auf der Baar, wo sie 999 ihren ersten Markt Villingen gründeten. Von hier aus zogen sie später ihre Verbindungslinien nach Westen und schufen die weiteren Eckpunkte für das Dreieck Villingen — Offenburg — Freiburg.

Berthold der Bärtige, Sohn Bezelsins von Villingen, war, ehe er Herzog von Kärnten wurde, Graf im Breisgau, außerdem im Thurgau, Alb- und Ortenau und auf der Baar<sup>75</sup>. Wegen seiner Gegnerschaft zu Heinrich IV. wurde ihm 1077 die Grafschaft im Breisgau, die er 1073 nach dem Verzicht seines Sohnes Hermann wieder übernommen hatte, aberkannt. Daß er im Breisgau jemals eine besonders starke Stellung eingenommen hätte, wird nirgends ersichtlich.

Hier dominieren die Bischöfe von Basel und Straßburg — letzterer von 1077 bis zu seinem Tode 1078 als Inhaber der Grafschaft —, und beide zusammen unternahmen 1078 mit dem Breisgauer Aufgebot einen Zug nach Osten gegen die Feinde des Königs, wurden jedoch von dem Sohne Bertholds des Bärtigen, Berthold II., geschlagen<sup>76</sup>.

<sup>71</sup> Hierfür lassen sich auch sonst in Süddeutschland Beispiele beibringen. Verwiesen sei nur auf das welfische Grafenamt bis 1027 im Oberinntal, auf Grund dessen man dortigen welfischen „Urbesitz“ suchte, aber nicht finden konnte. Vgl. Josef Fleckenstein in Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte Band IV. (1957), S. 77 ff.

<sup>72</sup> Büttner, Schauinsland 67, S. 18.

<sup>73</sup> ders., Elsaß S. 185 f. — ders., Schauinsland 67, S. 22. — Th. Mayer, ZGO 91, S. 11.

<sup>74</sup> Büttner in: Der Breisgau, S. 121.

<sup>75</sup> Heyck, Zähringer S. 51.

<sup>76</sup> ebd., S. 89.



Als dieser im Jahre 1078 das Erbe seines Vaters antrat, war seine Lage anscheinend eine ziemlich schlechte. Seine Besitzungen in Schwaben waren durch mehrere Züge der Königlichen schwer heimgesucht, aus dem Thurgau und vom Bodensee wurde er durch den Abt von St. Gallen zurückgedrängt<sup>77</sup>. Um so überraschender ist die nun folgende Wendung. Berthold II. zog 1079 über den Schwarzwald in den Breisgau, legte Beschlag auf die dortigen großen Besitzungen St. Gallens und unterwarf sich, wie es später heißt, alle die Leute von dem Breisgau und auf dem Schwarzwald<sup>78</sup>, also offenbar die Königsleute. Seine Hauptstütze wurde hier das reichlich vorhandene Königs- und Herzogsgut, auf das er seine Ministerialen setzte. Von den Namen, die im Rotulus Sanpetrinus erscheinen, sind sicherlich manche aus Schwaben mit Berthold gekommen. Dessen Stellung im Lande können wir nur eine herzogliche nennen, wie er auch nach dem Tode Bertholds von Rheinfeldern tatsächlich Herzog von Schwaben wurde. Die Grafschaft im Breisgau erhielt der Sohn des Markgrafen Hermann von Verona, Hermann II. von Baden, Neffe Herzog Bertholds II. Im Gegensatz zu seiner Familie wurde Hermann ein zuverlässiger Anhänger Heinrichs IV. Besitz im Breisgau hatten diese Markgrafen außer Hachberg zunächst so gut wie nicht<sup>79</sup>. Um so mächtiger im Breisgau wurden die Herzöge, die sich nach ihrem Verzicht auf Schwaben im Jahre 1098 von Zähringen nannten<sup>80</sup>. Die Grafschaft bedeutete hier politisch nicht viel.

Der Ausgleich mit dem schwäbischen Herzogtum der Staufer hat die Zähringer im Breisgau in ihrer herzoglichen Stellung belassen. Sie behielten das Reichsgut und die Regalien, diese als baslische Lehen, den Wildbann und die Bergwerke. Das Gut von St. Gallen dürfte im wesentlichen an das Kloster zurückgekommen sein. Mehr als der baslische scheint zunächst der straßburgische Einfluß zurückgedrängt.

Auf die Städtegründungen und die Rodungstätigkeit, durch welche die Zähringer ihre Macht ausbauten<sup>81</sup> und sich im Lande und in der deutschen Geschichte bleibende Denkmäler gesetzt haben, kann hier nicht eingegangen werden. Der Landesausbau im Breisgau, insbesondere die Einbeziehung und Kultivierung der Schwarzwaldgegenden, hat bisher noch keine zusammenfassende Behandlung und Darstellung erfahren, wenn auch schon viel Teilarbeit geleistet ist.

Über vieles, was die Zähringer besaßen, werden wir erst durch die Zeit nach ihrem **A u s s t e r b e n** 1218 unterrichtet, als der staufische König, die Grafen von Freiburg und die Markgrafen von Hachberg sich um das Erbe stritten. Aus diesen Hinweisen geht jedoch nicht hervor, wann die Zähringer den betreffenden Besitz in die Hand bekamen, wie also derselbe im ganzen sich zeitlich entwickelt hat. Dadurch kann der Eindruck entstehen, als hätten während des ungefähr eineinhalb Jahrhunderte dauernden zähringischen Herzogtums gleichbleibende Herrschaftsverhältnisse im Breisgau bestanden. Zudem hat es unter den Mitgliedern der Familie Teilungen gegeben, deren Einzelheiten nicht immer bekannt sind. Ich erinnere nur an die Söhne Bertholds I., Hermann und Berthold II., an die Brüder Berthold III. und Konrad,

77 ebd., S. 119 f.

78 ebd., S. 122.

79 Zusammenstellung des Besitzes bei Elisabeth Tritscheler, Die Markgrafen von Baden im 11., 12. und 13. Jh. (Diss. 1954).

80 Th. Mayer, HZ 159, S. 482.

81 ebd., S. 478. — ders., Staat der Herzöge von Zähringen.



und an die Herzöge von Ullenburg und von Teck, Brüder Bertholds IV., die durch Teilung zahlreiche Besitzungen erhielten.

Wenn im Breisgau auf den zähringischen Fundamenten sich kein geschlossener Territorialstaat erhoben hat, so liegt das nicht allein daran, daß das Reich eingegriffen und die Reichslehen an sich gezogen hat, erst unter Kaiser Friedrich II., dann noch einmal unter Rudolf von Habsburg. Man kann vielmehr ebensogut sagen, daß der Zähringerstaat auch im Breisgau noch wenig territoriale Geschlossenheit hatte und der Institutionen entbehrte, die ihn hätten dauerhaft machen können. Ein einigermaßen geschlossenes Gebiet war das Dreisam Becken mit den Schwarzwaldgegenden im Norden und Süden, mit der Stadt Freiburg und dem Basler Wildbannbezirk bis vor den Kaiserstuhl. Es fällt auf, daß in diesem Bereich kein Ort als in der Grafschaft Hermanns gelegen bezeichnet wird. Das zähringische Gebiet setzte sich aus Bestandteilen zusammen, die auf verschiedenen Rechtstiteln beruhten: im wesentlichen auf der herzoglichen Gewalt mit den Reichslehen, auf bischöflichen Lehen, Klostervogteien, einem wohl wenig umfangreichen Allodialbesitz und den beiden Städten Freiburg und Neuenburg: das ganze zusammengehalten durch ein System ritterlicher Dienstmannen, das jedoch keine institutionelle Einrichtung war, die eine Dauer des Zusammenhaltes verbürgte. Diese verschiedenen Rechtstitel waren noch keineswegs eingeschmolzen in die Tatsächlichkeit eines neuen staatlichen Zustandes, sondern waren lebendig genug, beim Erlöschen des Herzoghauses sogleich wieder wirksam zu werden und eigene Wege zu gehen. Das Ergebnis ist Aufsplitterung in eine Anzahl kleinerer Herrschaften, die ihren Mittelpunkt auf Burgen haben, wie die Herrschaften Freiburg, Zähringen, Hachberg, Schwarzenberg, Üsenberg, Sausenberg, Heitersheim, Staufen usw., bei denen wie bei den Städten die Frage offen war, welchem der größeren werdenden Territorialgebilde sie sich einfügen würden. Diese Entwicklung aber gehört schon dem späteren Mittelalter an.



# Das kirchliche Freiburg in der Vergangenheit

Von Werner Noack

Von der Bedeutung, die die kirchlichen Einrichtungen im Organismus unserer alten Städte gehabt haben, können wir uns heute nur noch schwer einen Begriff machen. Zwar wissen wir, daß die Kirche, besonders im Mittelalter, der hauptsächlichste Träger religiöser, geistiger, künstlerischer und sozialer Kultur gewesen ist. Aber wie sich das im Aussehen und Leben der Städte ausdrückte, kann man sich nur noch unvollkommen vorstellen. Zusammenfassende Darstellungen hierüber fehlen wie anderwärts so auch bei uns in Freiburg fast ganz, wenn auch im einzelnen zahlreiche wertvolle Vorarbeiten vorliegen. Eine erschöpfende Geschichte des kirchlichen Lebens in Freiburg von der Gründung bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert zu geben, wäre eine lohnende, aber ebenso langwierige wie schwierige Aufgabe. Selbst einen kurzen Überblick über die Geschichte der kirchlichen Einrichtungen unserer Stadt, ihre Bedeutung auch nach außen hin zu zeichnen, soll hier nicht versucht werden. Eine solche Zusammenstellung auf wenigen Seiten wäre doch nicht imstande, ein wirkliches Bild ihres Lebens in ihrer unendlichen Vielseitigkeit zu vermitteln. Was aber auch auf beschränktem Raum mit einiger Vollständigkeit einprägsam zur Darstellung gebracht werden kann, ist die *räumliche* Ausdehnung innerhalb des Stadtbildes in ihrem Werden und Vergehen im Lauf der Jahrhunderte. Hier ergibt sich durch die Verbindung mit dem heutigen Stadtplan die Möglichkeit, zu einer wirklichen Vorstellung wenigstens des äußeren Umfangs zu gelangen. Aus schriftlichen Quellen, alten Ansichten, Plänen usw., wie auch den Bauten selbst, soweit sie noch stehen oder Reste von ihnen erhalten sind, läßt sich ein ziemlich umfassendes Bild von der Bedeutung der kirchlichen Einrichtungen im Stadtkörper geben. Unter kirchlichen Einrichtungen verstehen wir die Pfarrkirchen mit etwa vorhandenen Stiftsgebäuden, Kapellen, Friedhöfe, klösterliche Niederlassungen, Höfe auswärtiger Stifte und Klöster, Spitäler und karitative Stiftungen und auch die Universität mit den zugehörigen Stiftungen, die früher vorwiegend kirchlichen Charakter gehabt hat.

Die Stadt Freiburg ist 1120 von den Zähringer Herzögen auf eigenem Grund und Boden planmäßig gegründet worden. Schon vorher hatte 1091 Herzog Berthold II. auf dem Bergvorsprung über dem Austritt der Dreisam in die Freiburger Bucht eine neue Burg errichtet an weithin die Landschaft des Mooswalds mit den umgebenden und eingestreuten Siedlungen beherrschender Stelle. Zu ihren Füßen wird eine Ministerialsiedlung mit Mühlen und Hand-

---

#### Abkürzungen:

Fr. U.B. Bd. I = Friedrich Hefele: Freiburger Urkundenbuch 1. Bd. Freiburg i. Br. 1940.

Fr. U.B. Bd. II = dass. 2. Bd. Freiburg i. Br. 1951

T.W.B. Bd. I = Albert Krieger: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden 2. Aufl. 1. Bd. Heidelberg 1904.

T.W.B. Bd. II = dass. 2. Bd. Heidelberg 1905.



werkerhäusern bei der Oberen Au angelegt. Die Straße aus dem Elsaß über Breisach, Munzingen, die Mengener Brücke und Hartkirch - S. Georgen verlief im Zug der heutigen Talstraße auf dem südlichen Dreisamufer und weiter durch das Zartener Becken. Durch die Furt an der späteren Schwabentorbrücke zweigte von ihr bei dem Dorf Oberwiehre ein Nachbarschaftsweg ab, der sich bald in einem nördlich nach Herdern und einen westlich über Betzenhausen und Lehen nach Umkirch führenden Ast gabelte. Die Zähringer Altstadt liegt auf einer Schotterterrasse am Fuß des Schloßbergs, die im Süden vom Hochufer der ehemals in vielen Armen in der feuchten Niederung verlaufenden Dreisam (im Zug von Gerberau — östliche Belfortstraße) begrenzt wird, im Westen und im Norden (Werthmannplatz — Rotteckstraße — Rotteckplatz — Fahnenbergplatz — Ringstraße — Kasernenstraße) von einem jetzt verwischten kleinen Abhang. Der Westrand war zugleich die Grenze zwischen dem Eigenbesitz der Zähringer und Reichsgut, das sie zu Lehen hatten. Die Gabelung der Nachbarschaftswege wird in den neuen Stadtplan übernommen mit der Herrenstraße und der Salz- und Bertholdstraße, wobei letztere auf dem Rücken der Schotterterrasse verläuft.

Wie die kirchlichen Verhältnisse *vor* der Stadtgründung aussahen, kann auf Grund der bisherigen Forschung, der archivalischen und topographischen Gegebenheiten und der sich daraus ergebenden Überlegungen nur mit aller Vorsicht geschlossen werden. Wir erfahren, daß sich etwa an der Ecke Berthold- und Wilhelmstraße eine alte Peters-Pfarrkirche befand, die eine Filiale von Umkirch war. Die Franziskaner erhalten 1246 vom Grafen Konrad von Freiburg eine Martinskirche, die schon mehr als vierzig Jahre früher, also noch zur Zeit der Zähringer, als *ecclesia* bezeugt ist, mit vier anliegenden Hofstätten zur Erbauung von Kirche und Kloster. Und die Chronik der Augustiner-Eremiten berichtet, daß schon vor der Erbauung der Stadt durch die Zähringer Herzöge sich an der Stelle ihres Klosters in der Salzstraße eine Religiösen-Niederlassung befunden habe und daß zu ihrer Erinnerung und Bestätigung noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts alljährlich ein feierliches Jahresgedächtnis gehalten wird in der Sakristei des Klosters, da diese ihre Kirche oder Kapelle gewesen sei, in der sie den Gottesdienst gehalten hatten. Peterskirchen scheinen ältere, alemannische, Martinskirchen jüngere, fränkische Gründungen zu sein. Man kann vermuten, daß sich am Ostrand des Mooswalds auf Königsgut eine bäuerliche Siedlung bei der alemannischen Peterskirche befand und östlich davon ein Herrschaftshof mit S. Martin als grundherrlicher Eigenkirche entstanden ist in einer Zeit, als nach 720 bzw. 746 sich auch im südlichen Teil des ehemaligen alemannischen Herzogtums die politische Organisation durch die Arnulfinger durchsetzte. Wir könnten es hier, wie anderenorts, mit dem Besitz eines alemannischen Adligen oder mit alemannischem Herzogsgut zu tun haben, das 746 eingezogen zum Teil Königsgut geblieben, zum Teil mit der *curia* an die Breisgaugrafen und damit an die Bertholde, die späteren Zähringer, gekommen ist. Die Peterskirche könnte dann vor, die Martinskirche nach dem Übergang an die Karolinger entstanden sein. Bei der Stadtgründung sind also die drei Kirchen, die Wegegabel und die Herrschaftsgrenze gegeben. Die beiden öffentlichen Wege werden in die Stadtplanung übernommen; sonst konnte der Herzog über sein Eigengut frei verfügen. Die Anwohner der Peterskirche werden so wie anderenorts bald in den Schutz der Stadt übergesiedelt sein. Die Peterskirche aber bestand weiter und wird 1288 als Pfarrkirche für die neue Lehener und Prediger-vorstadt mit dem schon bestehenden Friedhof wiederhergestellt (... *ecclesiam*



sancti Petri apostoli cum tribus altaribus apud Friburgum... dedicaverimus et cimiterium reconciliaverimus...)<sup>2</sup>.

Wie bei anderen Städtegründungen der Zähringer (Villingen 1120, Rottweil vor 1140, Neuenburg 1170/80) ist auch in Freiburg seitwärts der Marktstraße durch Aussparung von zwei Baublöcken von Anbeginn an der Platz für die Pfarrkirche, das heutige Münster, und den sie umgebenden Kirchhof festgelegt. Es handelt sich hier nicht, wie zum Beispiel in Villingen und Rottweil, um die Übernahme einer zunächst noch außerhalb der Neugründung weiterbestehenden älteren Kirche (die Peterskirche stand auf Königsgut und war Filiale des zu einem anderen Dekanat gehörenden Umkirch), sondern um die Schaffung einer neuen städtischen Pfarrei, für die im Stadtrecht den Bürgern das bis dahin beispiellose Recht freier Pfarrerwahl zugestanden wird; der Herzog behielt sich nur die Bestätigung vor. Über das Aussehen der wohl bald nach der Stadtgründung hier errichteten, noch einfachen Pfarrkirche, in der Anfang Dezember 1146 Bernhard von Clairvaux den Kreuzzug predigte, geben neuere Ausgrabungen und Analogien anderer oberrheinischer Kirchen Aufschluß. Es war eine dreischiffige, wohl flachgedeckte Basilika, wahrscheinlich mit Westturm und nicht über die Flucht der Seitenschiffe vorspringendem Querschiff, mit halbrundem an ein Chorquadrat anschließendem Chorschluß und halbrunden Nebenapsiden in der Breite der Seitenschiffe.

Über das kirchliche Leben in Freiburg im 12./13. Jahrhundert wissen wir so gut wie nichts. Die schon lange bestehenden Kirchen S. Peter und S. Martin werden um die Mitte des 13. Jahrhunderts erstmals urkundlich erwähnt: 1245 *ecclesia Sancti Martini infra muros Fribure* und 1266 *ecclesia sancti Petri extra muros de Friburg*. Das um 1218 im sogenannten Stadtrodel erwähnte Heiliggeistspital geht wohl noch weit ins 12. Jahrhundert, vielleicht bis zur Stadtgründung zurück.

Eine Anzahl heute zur Stadt gehörende Ortschaften der Umgebung, wie Adelhausen, Wiehre, Herdern, Zähringen, S. Georgen, Haslach, Betzenhausen, bestanden lange vor ihr. Die Dörfer Adelhausen und Wiehre, 1008 genannt, mit der Pfarrkirche S. Einbeten bzw. Perpetua und Cyriak (der heutigen Annakirche) gewinnen vom 13. Jahrhundert an durch die beiden in ihnen gelegenen Dominikanerinnenklöster Adelhausen und S. Katharina und das Gutleuthaus auch für das kirchliche Leben der Stadt selbst unmittelbare Bedeutung. Die „Kirchstraße“ erinnert noch heute an den uralten Kirchweg von der Unterwiehre zur Pfarrkirche in Adelhausen.

Schon um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert hatte das rasche Aufblühen der Altstadt und die Bevölkerungszunahme eine Erweiterung erfordert. Im Norden wurde die Vorstadt „Neuburg“ angelegt, die bis zur heutigen Hermann-Herder-Straße reichte. Südlich der Altstadt entsteht die „Schneckenvorstadt“, westlich, auf Reichsgut, die „Lehener“ und die „Prediger“-Vorstadt, auf die alle drei 1288 die Gerichtsgewalt des Rats ausgedehnt wurde. Den um 1300 erreichten äußeren Umfang hat Freiburg im späteren Mittelalter nicht mehr überschritten und bis 1677 beibehalten.

Auch für die sich nunmehr mächtig ausbreitenden kirchlichen Einrichtungen in Freiburg hat das 13. Jahrhundert eine Bedeutung, wie kaum wieder eine spätere Epoche. Kurz nach 1200 beginnt der spätromanische Neubau des Münsters, von dem heute noch das ganze Querschiff erhalten ist, während der Chor

<sup>2</sup> Werner Noack: Fragen des Kunsthistorikers an den Historiker im Zusammenhang mit der Vorgeschichte der Freiburger Stadtgründung. In: Schauinsland Jg. 75 Freiburg i. Br. 1955, 5–17. — s. Anm. 17.



der spätgotischen Erweiterung weichen mußte. Mit dem Tod Herzog Bertholds V. 1218 und dem Übergang der Herrschaft an die Grafen von Urach erfolgt unter zisterziensischem, durch nahe verwandschaftliche Beziehungen vermitteltem Einfluß ein Patronatswechsel des Münsters: während es zunächst dem H. Nikolaus geweiht war, wird nunmehr die Muttergottes die Patronin. Das Nikolauspatronat geht über auf die gleichzeitig erbaute Pfarrkirche der Neuburg<sup>3</sup>. Bei dem raschen Fortschreiten der Baukunst gerade in jener Zeit und dem Ehrgeiz, bei den Neubauten mit den jüngsten Errungenschaften Schritt zu halten, ist bei der Weiterführung des Münsterbaus ein mehrfacher Wechsel der Meister und der Bauformen festzustellen, ohne daß dadurch die harmonische Gesamterscheinung eine Beeinträchtigung erfahren hätte: die ersten Joche des Langhauses zeigen burgundisch-frühgotische Formen, ihr Abschluß im Hochschiff und die Weiterführung der Seitenschiffe erfolgt im Sinn der nordfranzösischen Hochgotik, um 1280 ist der Turm bis zum Uhrgeschoß gediehen, aus dem sich, zunächst noch freistehend, der Glockenstuhl erhebt. Durch einen provisorischen Abschluß der beiden Ostjoche gegen die noch unvollendeten Westjoche waren die Ostteile für den Gottesdienst benutzbar gemacht. Die S. Nikolaus-Kirche, die Pfarrkirche der Neuburg, scheint nach alten Ansichten noch in spätromanischen Formen, also wohl noch vor Mitte des 13. Jahrhunderts, erbaut worden zu sein; an sie schloß sich ein Friedhof an, dessen Kapelle 1323 geweiht wurde. In der Prediger- und Lehener Vorstadt wurde die ältere S. Peters-Kirche an dem nach ihr benannten Peterstor Pfarrkirche; sie ist mit dem zugehörigen Friedhof 1288 neugeweiht worden. 1245 wird auf der Burg eine S. Lambertus-Kapelle erwähnt; aus dem Nachlaß des 1191 auf dem Rückweg vom Kreuzzug in Freiburg gestorbenen Bischofs Rudolf von Lüttich, eines Bruders Herzog Bertholds IV., kam ein Stück der Hirnschale des H. Lambert, des Patrons von Lüttich, in den Besitz der Zähringer<sup>4</sup>. Eine ebenfalls in der Burg gelegene, 1295 erwähnte

<sup>3</sup> Das Nikolaus-Patronat des Münsters zwischen der Stadtgründung 1120 und dem Übergang an die Grafen von Urach 1218 ist zwar nirgends erwähnt, kann aber aus einer Reihe von Gründen mit Bestimmtheit erschlossen werden:

1. Eine große Zahl städtischer Neugründungen hat als erste Pfarrkirche eine Nikolauskirche. Unter den Zähringer-Gründungen trifft das für Freiburg/Schweiz (1157) zu; sonst z. B. Isny, Überlingen, Feldkirch, Buchhorn-Friedrichshafen.
  2. Der Kirchweihstag ist bis 1385 der Nikolaustag; Datierung von Urkunden nach „S. Nicolaus kilvi“.
  3. Im Münsterschatz befindet sich ein Tragaltar, der eine Nikolausreliquie enthält. Er ist gefaßt mit über Stanzen getriebenem vergoldetem Silberblech mit einer Wellenranke mit Palmetten und Punkten aus der gleichen Stanze, wie die Umrahmung der Demetriustafel im Welfenschatz. Damit erweist sich die Fassung als eine Braunschweiger Arbeit des 5. Viertels des 12. Jahrhunderts (Georg Swarzenski: Aus dem Kunstkreis Heinrichs des Löwen. In: Städel-Jahrbuch VII./VIII. Bd. Frankfurt a. M. 1932, 241—297, bes. 350). Heinrich d. L. heiratet 1148 die Schwester Herzogs Berthold IV. von Zähringen, Clementia. Die Ehe wird 1162 geschieden, aber Berthold IV. ist auch noch nach diesem Zeitpunkt in Sachsen bei Heinrich d. L. nachweisbar. Der Nikolaustragaltar ist also eine Stiftung Bertholds IV. an sein Münster.
  4. Um 1200 wird unter Herzog Berthold V. an das noch stehenbleibende Langhaus des älteren, bald nach der Stadtgründung erbauten Münsters Querschiff und Chor eines reichen spätromanischen Neubaus von Basler Bauleuten angebaut. Der Haupteingang dieses Bauteils, der die Gruft der Herzöge enthalten sollte, ist das südliche Querschiffportal, in dessen Bogenfeld der auf einem Faltstuhl thronende H. Nikolaus dargestellt ist.
  5. Mit dem Herrschaftswechsel 1218 bricht die romanische Bautätigkeit ab. Die Ostjoche des anschließend in Angriff genommenen Langhausneubaus sind in zisterziensisch-frühgotischen Bauformen errichtet. Zwei Oheime des neuen Grafen waren Zisterzienseräbte, einer eine Zeitlang im benachbarten Tennenbach. Nicht nur burgundisch-zisterziensische Bauformen und Konstruktionen kommen auf diese Weise nach Freiburg, sondern auch das Patronat des Münsters wechselt auf die von Zisterzienserorden als Patronin bevorzugte Muttergottes. Das alte Nikolauspatronat wird auf die nach alten Ansichten und wenigen Resten ins 1. Drittel des 13. Jahrhunderts zu datierende neue Kirche der Vorstadt Neuburg übertragen. Im Marienmünster wird nunmehr die südliche Querschiffkapelle dem H. Nikolaus geweiht.
- <sup>4</sup> Fr. U. B. Bd. I, 70, Nr. 85. — Josef Clauß: Die St.-Lambertus-Büste in Lüttich und ihre Nachbildung in Baden und Elsaß. In: Schauinsland Jg. 67 Freiburg i. Br. 1941, 51 f. Wenn Clauß über das 1191 nach Freiburg gelangte Stück der Hirnschale des H. Lambert weiter schreibt: „Es blieb im Besitz der Familie und kam beim Bau des oberen Schlosses durch Berthold II. in die ihm deshalb geweihte Burgkapelle“, so beruht das auf einem Irrtum, denn Berthold II. hat die Burg 1091 erbaut.



S. Michaels-Kapelle wurde um 1500 in das Emporengeschoß des Münsterturms übertragen<sup>5</sup>. 1277 erscheint in der Neuburg, nahe der Altstadtmauer, eine weitere S. Michaels-Kapelle<sup>6</sup>, die zunächst dem Münster, später dem Kloster Beuron inkorporiert war und wahrscheinlich bis 1677 bestand.

Mit den Bettelorden hielten die ersten klösterlichen Niederlassungen ihren Einzug in Freiburg. Schon vor 1229 siedelten sich Franziskaner zunächst vor den Mauern der Stadt an<sup>7</sup>; 1246 erhielten sie vier Hofstätten als Bauplatz für ihr Kloster am heutigen Franziskanerplatz mit der dort schon bestehenden S. Martinskirche<sup>8</sup>. Die Dominikaner werden 1233 zuerst genannt<sup>9</sup>; ihr Kloster erhielt den Platz an Unterlinden neben dem nach ihnen benannten Predigertor. Bei ihrer Niederlassung in Freiburg 1278 übernehmen die Augustiner-Eremiten eine ältere Religiösen-Niederlassung bei Oberlinden zwischen der Salzstraße und der Stadtmauer<sup>10</sup>. Von den drei Bettelordensklöstern sind erhalten geblieben nur die Bauten der Franziskaner und Augustiner-Eremiten, während die bedeutenden Reste des Dominikanerklosters bei Unterlinden, die im Vinzentiushaus eingebaut, durch dessen Zerstörung 1944 erst wieder richtig sichtbar geworden waren, neuerdings bei der Enttrümmerung vernichtet worden sind. Das Kloster hat im Leben der Stadt eine wichtige Rolle gespielt. In seinem Kollegium haben noch in der Frühzeit eine Zeitlang Albertus Magnus und Petrus Martyr gelehrt, das Gästehaus, der „Kaiserbau“, hat die vornehmsten Besucher der Stadt beherbergt, darunter Papst Johann XXIII. gelegentlich seiner Flucht aus Konstanz 1415. Vom Franziskanerkloster sind der noch stehende Ostflügel des Kreuzgangs und der Chor der Kirche im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts, das nach der Zerstörung 1944 vorbildlich wiederaufgebaute Langhaus im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts entstanden. Der ganze Klosterkomplex der Augustiner-Eremiten ist im wesentlichen gut erhalten und gibt einen Begriff von einer umfangreichen, im Laufe der Jahrhunderte mit den wechselnden Bedürfnissen entstandenen Klosteranlage. Gegenüber den Augustinern taucht 1298 zwischen Salz- und Herrenstraße die kleine Niederlassung der Antoniter auf, heute noch kenntlich an dem reizenden Glockentürmchen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Alle übrigen Klostergründungen konnten nur noch in den Vorstädten oder jenseits der Dreisam untergebracht werden. Es waren allein drei Dominikanerinnenklöster: 1234 Mariä Verkündigung im Dorf Adelhausen<sup>11</sup> und in unmittelbarer Nachbarschaft in der unteren Wiehre 1297 S. Katharina<sup>12</sup>; 1264 S. Agnes in der Lehener Vorstadt zwischen dem Lehener und dem Peterstor<sup>13</sup>. Die Karmeliter, die 1238 nach Deutschland kamen, haben nur ein kurzes Gastspiel in Freiburg gegeben; das von ihnen verlassene Kloster beziehen 1272 Franziskanerinnen nach der Regel der H. Klara (Klarissen)<sup>14</sup>. In ihrer Nähe hatten schon vor 1247 die Reuerinnen ihr Kloster S. Maria Magdalena gegründet<sup>15</sup>.

5 Fr. U.B. Bd. II, 192 Nr. 171.

6 Fr. U.B. Bd. I, 277 Nr. 309.

7 Fr. U.B. Bd. I, 30 Nr. 44.

8 Vgl. o. u. Anm. 2. — Fr. U.B. Bd. I, 78 Nr. 91.

9 Fr. U.B. Bd. I, 36 Nr. 49.

10 Vgl. o. u. Anm. 2. — Fr. U.B. Bd. I, 285 Nr. 367.

11 Fr. U.B. Bd. I, 42 Nr. 55.

12 Fr. U.B. Bd. II, 271 Nr. 227.

13 Fr. U.B. Bd. I, 281 Nr. 311.

14 Fr. U.B. Bd. II, 36 Nr. 26.

15 Fr. U.B. Bd. I, 85 Nr. 98.



Das Allerheiligenkloster der Augustiner-Chorherren entsteht 1300 vor dem Christophstor an der Stelle des 1277 im Bau befindlichen Sackbrüderhauses<sup>16</sup>; es gibt 1380 seine Selbständigkeit auf und wird mit dem Kloster S. Märgen vereinigt<sup>17</sup>. 1262 gründeten die Wilhemiten von Oberried ein Kloster in der Schneckenvorstadt<sup>18</sup>. Während wir bei allen übrigen Klöstern vor der Altstadt nur über die Lage und aus alten Ansichten auch ungefähr über ihr Aussehen unterrichtet sind, gibt uns von dem Oberrieder Kloster ein Grundriß und die Vogelschau von 1715 genaueren Aufschluß. Vor 1235 überlassen die Zisterzienserinnen in Oberried ihren bisherigen Platz den Wilhemiten und gründen das Kloster in Günterstal<sup>19</sup>.

In der Neuburg befanden sich dann noch die Niederlassungen der beiden Ritterorden: seit 1207 die Johanniter mit einer spätromanischen Kirche neben dem nach ihnen benannten Johannestor<sup>20</sup> und die Deutschherren (vor 1258) neben dem Mönchstor<sup>21</sup>. Dieses Tor hatte seinen Namen nach dem seit 1220 unmittelbar vor ihm liegenden großen Wirtschaftshof des Zisterzienserklosters Tennenbach<sup>22</sup> (mit 1237 geweihter Kapelle<sup>23</sup>), dem ersten im Stadtgebiet nachweisbaren Hof eines auswärtigen Prälaten.

Vom Anfang des 13. Jahrhunderts haben sich noch einige Baureste des wohl schon längere Zeit bestehenden Heiliggeistspitals zwischen Münsterplatz und Kaiserstraße erhalten, dessen Kirche 1255 Pfarrechte erhielt<sup>24</sup>. Es wurde durch alle Jahrhunderte hindurch besonders reich mit Stiftungen bedacht. Im Gegensatz zum Armenspital, das in der Neuburg lag, hieß es auch das „Mehreren“-Spital und diente der wohlhabenderen Bürgerschaft. Einem bei den verhältnismäßig primitiven sanitären Verhältnissen mittelalterlicher Städte besonders wichtigen Zweck war das 1250 begründete Gutleuthaus, weit draußen vor der Stadt im Winkel Basler—Kronenstraße, für die Aussätzigen gewidmet<sup>25</sup>; seine Kirche wurde angeblich 1268 von Albertus Magnus geweiht<sup>26</sup>.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhält der Münsterbau seine Krönung durch die Vollendung seines Turms; gleichzeitig werden die Westjoche des Hochschiffs geschlossen und eingewölbt und damit der erste Monumentalbau der Pfarrkirche um 1350 fertiggestellt, ein Denkmal des außerordentlichen Opfersinns der Bürgerschaft. Da inzwischen der spätromanische Chor für die gottesdienstlichen Anforderungen zu klein geworden war, wurde schon 1354 der Grundstein für den großartigen spätgotischen Erweiterungsbau gelegt. Die

<sup>16</sup> Fr. U.B. Bd. I, 272 Nr. 305. — Fr. U.B. Bd. II, 557 Nr. 286.

<sup>17</sup> T.W.B. Bd. I, 655. — In seinem Aufsatz „Die Zähringer im Breisgau und Schwarzwald während des 11. und 12. Jahrhunderts“ (in: Schauinsland 76. Jg. Freiburg i. Br. 1958, S. 9 Anm. 49) schreibt Heinrich Büttner: „Wie jedoch schon Noack S. 9 (des vorstehend zitierten Aufsatzes — s. o. Anm. 2) erkannt hat, spricht bei St. Martin der topographische Befund gegen ein Alter, das vor der Stadtplanung von Freiburg anzusetzen wäre. Um St. Martin läßt sich in der Stadtanlage nicht die geringste Spur einer älteren, wenn auch kleineren, Siedlung feststellen.“ Genau das Gegenteil sollte aus meinen Ausführungen (S. 11) hervorgehen: „1120 gründet Konrad von Zähringen die Stadt ‚in loco proprii fundi sui‘. Das Gelände war also sein Eigenbesitz und kann ein alter Hof mit einer Eigenkirche S. Martin gewesen sein. Da er bei der Austeilung der Hofstätten frei über das Gelände verfügen konnte, sind im Stadtplan keine Spuren dieser älteren Siedlungszelle mehr zu erkennen. Nur blieben die Kirche und die unmittelbar umgebenden Hofstätten, wohl das Areal des eigentlichen Hofes, noch in der Hand der Herrschaft.“ — gehört zu Anm. 2.

<sup>18</sup> T.W.B. Bd. I, 652.

<sup>19</sup> Fr. U.B. Bd. I, 57 Nr. 50. — T.W.B. Bd. II, 586 f.

<sup>20</sup> T.W.B. Bd. I, 640.

<sup>21</sup> Fr. U.B. Bd. I, 159 Nr. 168.

<sup>22</sup> Fr. U.B. Bd. I, 18 Nr. 55.

<sup>23</sup> Fr. U.B. Bd. I, 46 Nr. 60.

<sup>24</sup> Fr. U.B. Bd. I, 119 Nr. 145.

<sup>25</sup> Fr. U.B. Bd. I, 101 Nr. 120.

<sup>26</sup> Fr. U.B. Bd. I, 191 Nr. 218. — T.W.B. Bd. I, 627.



Nikolauskirche erhielt nach Ausweis einiger Fundstücke und alter Stadtansichten im 14. Jahrhundert einen großen Choranbau. Von neuen Klöstern ist noch die 1346 erfolgte Gründung der Kartause S. Johannisberg dreisamaufwärts am Hang des Hirzbergs zu erwähnen<sup>27</sup>, von karitativen Einrichtungen erscheint 1316 erstmalig das Findelhaus, 1496 das Blatternhaus, beide in der Neuburg.

Durch Vermächtnisse und Stiftungen erlangten Kirchen und Klöster allmählich reichen Besitz an Liegenschaften, Kunstwerken usw. Das geistige Leben in den Klöstern gewann weit über die Stadt hinaus Bedeutung. Zahlreiche berühmte Persönlichkeiten wirkten in ihnen oder gingen aus ihnen hervor; in den Dominikanerinnenklöstern blühte die Mystik. Zahlreiche Regelhäuser<sup>28</sup> und Bruderschaften zeugen außerdem noch von der ausgedehnten Hinneigung zu beschaulichem Leben. In vielen Klöstern, besonders im Predigerkloster, wurden theologische Studien gepflegt. Sie bildeten eine Vorstufe zu der Universität, die mit Genehmigung des Papstes 1457 von Erzherzog Albrecht VI. von Österreich gegründet und 1460 feierlich eröffnet wurde<sup>29</sup>. Nach mancherlei inneren und äußeren Erschütterungen, bei denen der Übergang der Stadt an Österreich 1368 als bedeutsames Ereignis zu verzeichnen ist, scheint in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder eine Zeit des Wohlstandes und kultureller Blüte begonnen zu haben. Nach rund hundertjähriger Unterbrechung wird 1471 die Bautätigkeit am Münsterchor wieder aufgenommen und 1513 beendet. Das Heiliggeistspital erhält 1479 den köstlichen Anbau der Lugstühle<sup>30</sup> und auch sonst zeugen erhaltene Reste von reger Bautätigkeit. Auch von Höfen auswärtiger Prälaten in der Stadt hören wir nun häufiger. Das durch die Reformation vertriebene Basler Domkapitel verlegte 1529 seinen Sitz nach Freiburg und residierte zunächst im Haus „Zum roten Baselstab“ (Salzstraße 20)<sup>31</sup>, seit 1590 im Baslerhof<sup>32</sup>; das schöne Haus „Zum goldenen Stauf“ (Herrenstraße 19) ist von einem Basler Weihbischof erbaut<sup>33</sup>. 1591 bzw. 1599 lassen sich die Kapuziner in der Lehener Vorstadt nahe dem Peterstor nieder<sup>34</sup>, 1620 ziehen die Jesuiten in Freiburg ein und übernehmen einen Teil des Universitätsbetriebes<sup>35</sup>.

Mit dem Dreißigjährigen Krieg beginnt auch für Freiburg eine Zeit härtester Heimsuchungen, durch die die kirchlichen Einrichtungen in größtem Umfang in Mitleidenschaft gezogen werden. Zwischen 1630 und 1640 geht die Antoniterniederlassung ein und wird in ein Pfründhaus für Diensthöfen verwandelt<sup>36</sup>; die Kapelle bleibt bis 1790 bestehen. Bei der Belagerung von 1644 wurden die Vorstädte und ihre Kirchen und Klöster besonders stark mitgenommen; in der Lehener und Predigervorstadt wurden S. Agnes, S. Klara, die Regelschwestern auf dem Graben und S. Maria Magdalena vollkommen zerstört und mußten in die Altstadt übersiedeln. Die Reuerinnen gingen 1651 im Kloster S. Katharina, S. Agnes im Adelhauser Kloster auf. Die verheerendsten Folgen aber

27 T.W.B. Bd. I, 654.

28 Zu den Regelhäusern vgl. Fritz Geiges: Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters. In: Schauinsland Jg. 56—60 Freiburg i. Br. 1951/55, 352, 364.

29 T.W.B. Bd. I, 645.

30 Hermann Flamm: Hans Niesenberger von Graz, Werkmeister des Freiburger Münsterchors 1471—1491. In: Freiburger Münsterblätter 8. Jg. Freiburg i. Br. 1912, 75.

31 Hermann Flamm: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br. II. Bd. Häuserstand 1400 bis 1806. Freiburg i. Br. 1905, 255.

32 Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten. Augsburg-Stuttgart 1925, 91—120.

33 Freiburger Bürgerhäuser (Anm. 52), 52—55.

34 T.W.B. Bd. I, 651.

35 T.W.B. Bd. I, 655.

36 T.W.B. Bd. I, 654.



hatte die Einnahme Freiburgs durch die Franzosen 1677 und die Anlage der barocken Festungswerke. Damals wurden die Dörfer Wiehre und Adelhausen, die Neuburg, die Prediger- und Lehener Vorstadt vollkommen, die Schnecken- vorstadt teilweise niedergelegt und mit ihnen 14 Kirchen und Kapellen, vier Klöster und ebensoviele Spitäler zerstört. S. Katharina wird mit dem Adel- hauser Kloster vereinigt und ebenso die Kapuziner, die Augustiner-Chorherren die Deutschherren, mehrere Spitäler u. a. in die Altstadt verlegt, die auch die obdachlos gewordene Bevölkerung aufnehmen mußte. Die Johanniter zogen nach Heitersheim, das Basler Domkapitel (1678) nach Arlesheim, die Oberrieder kehrten 1682 in das S. Wilhelmtal zurück, die Universität wurde bis zur Rückgabe Freiburgs an Österreich 1697 nach Konstanz verlegt.

Um so überraschender ist es, daß schon bald wieder eine rege kirchliche Bau- tätigkeit einsetzt, die bis nach der Mitte des 18. Jahrhunderts anhält, beginnend mit den Neubauten der in die Altstadt verlegten Klöster, dem Bau der Jesuiten- kirche, fortgesetzt mit Umbauten und Neuausstattung älterer Klosteranlagen, Erweiterung des Jesuitenkollegiums, Erbauung des Jesuitengymnasiums<sup>37</sup> u. a. m. Neu gegründet wurde 1695 das Ursulinenkloster<sup>38</sup>, das sich ebenso wie seit 1663 die Gräberinnen, die 1755 zur ersten Regel des Predigerordens über- gingen, dem Unterricht der weiblichen Jugend widmeten.

Mit den Josephinischen Reformen bahnt sich das Ende der älteren Kirchen- geschichte auch in Freiburg an. Der Aufhebung der Jesuiten 1773 folgt bis 1806 die Schließung der meisten Klöster und zahlreicher Kirchen und Kapellen; die Zerstörung und Verschleuderung ihres Besitzes ist ein trauriges Zeichen für das mangelnde Verständnis, das man damals diesen kulturellen Werten wie auch den sozialen, karitativen und wissenschaftlichen Leistungen der kirchlichen Einrichtungen und dem in ihnen investierten Opfersinn der Bürgerschaft ent- gegenbrachte. Allein die Schulklöster Adelhausen (das die Gräberinnen und die Augustinerinnen zum Grünen Wald aufnimmt) und S. Ursula leben noch bis 1867 bzw. 1877 weiter und leiten in die Metropole der nach dem Übergang an das Großherzogtum Baden neubegründeten oberrheinischen Kirchenprovinz über, in der die Pfarrkirche der Altstadt, das Münster, die Würde und den Glanz der Kathedrale erhält, heute wie in vergangenen Zeiten das stolze Wahr- zeichen Freiburgs.

<sup>37</sup> Arthur Dischler: Die Baugeschichte der alten Universität zu Freiburg im Breisgau. In: Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins 44. Bd. Freiburg i. Br. 1954, 1—80.

<sup>38</sup> T. W. B. Bd. I, 655.



# Erläuterungen zum Freiburger Stadtplan

Der zugehörige Stadtplan befindet sich am Schluß des Heftes

Rot	= kirchl. Gebäude
Blau	= vor 1677
Grün	= nach 1677
Braun	= mittelalterl. Straßen der Vorstädte

## Pfarrkirchen, Kapellen, Gottesäcker

- 1 Das Münster, Pfarrkirche der Altstadt, mit ehemaliger Friedhofkapelle: Andreaskapelle (Granatbohrer- oder Ballierer-Kapelle) mit Beinhaus, 1745 abgebrochen. Erstmals 1314 erwähnt.
- 2 Münsterpfarrhof. Herrenstraße 36 (heute Münsterpfarrhof).
- 3 Höfe der Münstergeistlichkeit. Münsterplatz 17, 27, 33, 36, 40, 42. Herrenstraße 10, 12, 18, 20, 22, 26, 28. (Münsterplatz 33, 36, heute Domherrenhöfe, 27 Musikschule, 40, 42 Münsterfabrik. Herrenstraße 10, 12, 18, 20, 22, 26, 28, Domherrenhöfe.)
- 4 Mesnerhaus. Münsterplatz 29. 1944 zerstört.
- 5 Münsterbauhütte. Herrenstraße 30 (heute alte Münsterbauhütte).
- 6 S. Nikolaus, Pfarrkirche der Neuburg. Etwa an der Ecke Habsburger- und Bernhardstraße. Zerstört 1677.
- 7 S. Peter, 1266 ecclesia S. Petri extra muros, Filiale von Umkirch, seit 1288 Pfarrkirche der Lehener und Predigervorstadt, mit Friedhof. Etwa an der Ecke Berthold- und Wilhelmstraße. Zerstört 1677.
- 8 S. Michaels-Kapelle in der Neuburg, 1277 zuerst erwähnt; dem Münster, später dem Kloster Beuron inkorporiert. Wahrscheinlich zerstört 1677.
- 9 Gottesacker in der Neuburg mit Kapelle. Im Gebiet Ludwig- und Bernhardstraße, westlich der Karlstraße. Kapelle erbaut 1323. Zerstört 1677.
- 10 Barocker Gottesacker, nach der Neubefestigung 1677 angelegt, mit Michaelskapelle. Zwischen Karl- und Stadtstraße (heute Alter Friedhof mit Kapelle).



## Klöster, Regelhäuser

- 11 Prediger (Dominikaner). Unterlinden. Gegründet 1235. Aufgehoben 1782. Nach 1944 zerstört.
- 12 Barfüßer (Franziskaner). Franziskanerplatz. Gegründet vermutlich 1226, 1246 an die Stelle der älteren S. Martins-Kapelle verlegt. Seit 1784 Untere Pfarrkirche (heute S. Martins-Pfarrkirche und Pfarrhaus).
- 13 Augustiner-Eremiten. Augustinerplatz. Gegründet 1276 an Stelle einer älteren Religiösenkapelle, aufgehoben um 1790 (heute Augustinermuseum).
- 14 Augustiner-Chorherren von Allerheiligen. Gegründet 1300 in der Neuburg an der Stelle des schon 1277 erwähnten Sackbrüderhauses (an der Stelle der heutigen Karlskaserne). 1380 mit dem Kloster S. Märgen vereinigt. 1677 zunächst nach Herrenstraße 39 verlegt, 1697 Burgstraße 2 neues Kloster (an der Stelle des heutigen Erzbischöflichen Ordinariats). Aufgehoben 1806.
- 15 Wilhelmiten von Oberried. 1262 von Oberried aus gegründet, Kirche 1266 erwähnt (Ablaß), noch extra muros, 1507 mit Oberried vereinigt, 1682 nach Oberried zurückverlegt. Ecke Adelhauser Straße und Luisenstraße. (An der Stelle des heutigen S. Annastifts.)
- 16 Antoniter-Präceptorat. Salzstraße 49, 51 und Herrenstraße 60, 62. Gegründet 1298. Zwischen 1630 und 1640 aufgehoben und in ein Pfründhaus für bedürftige Dienstboten umgewandelt. Kirche 1790 geschlossen.
- 17 Kapuziner. Gegründet 1599 in der Lehener Vorstadt beim Peterstor. 1677 in die Wolfshöhle (Burgstraße 1) verlegt. Das neue Kloster 1680 bezogen. Aufgehoben 1806. An der Stelle des heutigen Erzbischöflichen Konvikts.
- 18 Jesuiten. Bertholdstraße 17 (Kollegium), 19 (Kirche) und 14 (Gymnasium). Gegründet 1620, aufgehoben 1773 (heute Alte Universität und Universitätskirche; Gymnasium 1944 zerstört).
- 19 Johanniter. Seit 1207 in der Neuburg, 1240 noch extra muros, im Gebiet Am Karlsplatz, Ludwig- und Bernhardstraße. Niederlassung vor 1240. 1677 nach Heitersheim verlegt.
- 20 Deutschherren. Kirche 1258 erwähnt (Ablaß). 1263 Erweiterung in der Neuburg, im Gebiet Sautier-, Hermann-Herder- und Habsburgerstraße. 1677 nach Salzstraße 28 und Grünwälderstraße 24 verlegt. Aufgehoben 1806. 1944 bis auf Reste der Fassade zerstört.
- 21 Adelhausen, „Mariä Verkündigung“. Dominikanerinnen. Gegründet 1234. Bis 1677 im Dorf Adelhausen auf dem Gebiet Basler-, Goethe- und Konradstraße. Neubau in der Schnekenvorstadt (Adelhauser Straße 55 „Neukloster“) 1694 bezogen nach Aufnahme von S. Agnes 1687 und S. Katharina 1694; letzteres hatte seinerseits 1651 die Reuerinnen aufgenommen. 1786 werden noch die Klöster auf dem Graben und zum Grünwald aufgenommen. Aufgehoben 1867. (Heute Adelhauser Kirche und Museum für Vorgeschichte, Natur- und Völkerkunde.)
- 22 S. Katharina. Dominikanerinnen. Gegründet 1290. Bis 1677 in der unteren Wiehre auf dem Gebiet Lessing-, Goethe-, Basler und Kirchstraße. Nimmt



- 1563 den durch die Reformation in Hessen vertriebenen Konvent des Dominikanerinnenklosters Liebenau in Worms auf. 1694 mit dem Adelhauser Kloster in dessen Neubau (Adelhauser Straße 33) vereinigt.
- 23 S. Agnes. Dominikanerinnen. Gegründet 1264 in der Lehener Vorstadt auf dem Gebiet Milch- und Sedanstraße. 1644 zerstört. 1647 mit dem Adelhauser Kloster vereinigt.
- 24 S. Maria Magdalena. Reuerinnen. Gegründet vor 1247, 1289 erstmals urkundlich genannt. Im „Reuerinnenwinkel“ in der Predigervorstadt zwischen der Mauer der Neuburg und der Altstadt (im Gebiet Merian-, Friedrich- und Katharinenstraße), 1644 zerstört, 1651 im Kloster S. Katharina aufgegangen und mit diesem 1694 mit dem Adelhauser Kloster vereinigt.
- 25 S. Katharina de Senis (Klosterfrauen auf dem Graben). Dominikanerinnen. Regelhaus nach der dritten Regel des Predigerordens seit 1419 in der Predigervorstadt (vielleicht neben dem Kloster S. Klara auf dem Gebiet Post- und Eisenbahnstraße?); 1644 zerstört. Um 1700 neues Kloster Eisenbahnstraße 46, 48. 1755 zur ersten Regel des Ordens übergegangen, 1786 mit dem Adelhauser Kloster vereinigt. (Heute zum Teil städtische Dienststellen.)
- 26 S. Klara. Klarissen. Gegründet 1272. In der Predigervorstadt im Gebiet Rotteckplatz und Eisenbahnstraße. Nimmt 1529 den durch die Reformation in Basel vertriebenen Konvent des Klosters Gnadental auf. 1644 zerstört. 1675 in das durch Ankäufe erweiterte ehemalige Regelhaus zum Lämmlein verlegt (Gauchstraße 10). 1782 aufgehoben. (Seit 1806 Heiliggeistspital, siehe unten Nr. 41.)
- 27 S. Ursula. Ursulinen. Gegründet 1695. Eisenbahnstraße 50. Erbaut 1707 bis 1710. Aufgehoben 1877. (Heute Altkatholische Kirche und städtische Dienststellen.)
- 28 Der Turnerin Regelhaus für fromme Schwestern. Schiffstraße 14. Gegründet 1316. Bald nach 1460 nicht mehr vorhanden.
- 29 Regelschwestern „zum grünen Wald“. Augustinerinnen. Gegründet 1449. Bis um 1470 Konviktstraße 35, dann Grünwälderstraße 8, 10, 12. 1786 aufgehoben und vom Adelhauser Kloster übernommen.
- 30 Regelhaus zum Lämmlein. Dritter Orden des hl. Franz. Gauchstraße 10, an der Merianstraße E. XV. (?) bis M. XVII. Jh. „Die Regelschwestern zum Lämmlein.“ 1350 erstmals erwähnt. (Später Kloster S. Klara — siehe oben Nr. 26 — seit 1806 Heiliggeistspital — siehe unten Nr. 41.)  
Krotzinger Regelhaus und Regelhaus zum Pfauen, dritter Orden — siehe unten Nr. 48, 51.

### Höfe auswärtiger Stifte, Klöster usw.

- 31 Das Basler Domkapitel. Nach der Vertreibung aus Basel durch die Reformation 1529 zunächst im Haus zum Roten Baselstab (Salzstraße 20), von 1590 bis 1651 im Basler Hof (Kaiserstraße 167, heute Regierungsgebäude). 1678 nach Arlesheim verlegt.



- 32 Haus Herrenstraße 19 Zum goldenen Stauf 1579/80 vom Basler Weihbischof Dr. Markus Tegginger, Bischof von Lydda i.p.i., erbaut (heute Domherrenhof).
- 33 Fürstbischöflich Konstanzer Hof (Eisenbahnstraße 12 zum Rosenschild) von E. XVI. Jh. bis 1806.
- 34 Höfe des Zisterzienserklosters Tennenbach:
1. Großer Wirtschaftshof „Mönchshof“, seit 1220 mit 1257 geweihter Kapelle vor dem nach ihm benannten Mönchstor (R) der Neuburg auf dem Gelände Habsburger-, Tennenbacher, Sautier- und Hermann-Herder-Straße. (Heute Herdersches Verlagshaus.)
  2. 1373 gekauft, bis nach 1677 Adelhauser Straße 33 „Tennenbacher Hof“, (dann Neukloster der Dominikanerinnen von Adelhausen — siehe oben Nr. 21).
  3. Nach 1677 bis 1806 Schiffstraße 1, 3 und Wasserstraße 2. 1944 zerstört.
- 35 Hof des Benediktinerklosters S. Blasien. Salzstraße 18 Zum Herzog und Grünwälderstraße 16 von 1708 bis 1806 (heute Stadtarchiv).
- 36 Hof des Benediktinerklosters S. Peter. Peterstraße 1, „Peterhof“. Seit 1492 bis 1806 (heute Universitätsinstitute).
- 37 Hof des Benediktinerklosters S. Trudpert Bertholdstraße 25 Zum S. Ruprecht. 2. H. XV. Jh. bis E. XVI. Jh.
- 38 Hof des Benediktinerklosters Schuttern „Schutterhof“. E. XV. Jh. bis 1697 Burgstraße 2 (dann Allerheiligenkloster an der Stelle des heutigen Erzbischöflichen Ordinariats, siehe oben Nr. 14). 1697 bis 1806 Herrenstraße 39 (heute Domherrenhof).
- 39 Hof des Statthalters der Propstei Ebringen des Benediktinerklosters S. Gallen. Löwenstraße 16 Zur lieben Hand. E. XVII. Jh. bis 1806 (heute Musikhochschule).
- 40 Hof des Zisterzienserinnenklosters Günterstal. Engelstraße 5 und Nußmannstraße 6, 8. E. XV. bis M. XVIII. Jh.

### **Spitäler, karitative Stiftungen**

- 41 Heiliggeistspital. Kaiserstraße 171—175, Münsterplatz 3, 5, 7, 9. Wohl seit der Stadtgründung 1120 bis 1806. Die Kirche erhält 1255 Pfarrechte; aufgehoben 1792. Seit 1806 im ehemaligen S. Klara-Kloster, Gauchstraße 10 (siehe oben Nr. 26). 1944 zerstört.
- 42 Höfe des Heiliggeistspitals:
1. Wirtschaftshof vor dem Reuerinnenbollwerk (L), im Gebiet Albert-, Katharinen-, Rhein- und Hebelstraße. Bis 1677.
  2. Weberstraße 4 „Der Spitalhof“ M. XVII. Jh. bis 1806.
- 43 Armenspital. Bis 1677 in der Neuburg im Gebiet Merian- und Rheinstraße. Im XVIII. Jh. Gerberau 34.



- 44 Findelhaus. Bis 1677 in der Neuburg im Gebiet Bernhard- und Karlstraße. Im XVIII. Jh. Löwenstraße 9, 11.
- 45 Blatterhaus. 1496 erbaut. Bis 1677 in der Neuburg im Gebiet Kaiser-, Rhein-, Röder- und Friedrichstraße. Dann Weberstraße 8. — „Altes“ Blatterhaus untere Ecke der Steingasse in der Neuburg (3. Herrschaftsrechtsbuch 1527).
- 46 Elendenherberge. Bis 1677 in der Neuburg im Gebiet Ludwig- und Kaiserstraße. Dann nicht mehr nachweisbar.
- Gutleuthaus. 1251 erstmals erwähnt. Im Winkel Basler und Kronenstraße.

### Universität und zugehörige Stiftungen

- 47 Altes Kollegienhaus. Franziskanerstraße 11. Erstes Universitätsgebäude bald nach der Eröffnung 1460. Später Haus des 1564 gestifteten Collegium Theobaldi (siehe unten Nr. 55).
- 48 Burse zum Pfauen. Bertholdstraße 17. Regelhaus zum Pfauen, vor 1489 mit dem Lämmlein — siehe oben Nr. 30 — zusammengeschlossen. Bald nach 1460 für die Philosophische (artistische) Fakultät. 1566—1576 Neubau zusammen mit der benachbarten Burse zum Adler (siehe unten Nr. 49). 1620 von den Jesuiten übernommen (siehe oben Nr. 18).
- 49 Burse zum Adler. Bertholdstraße 17. 1495 von der benachbarten Burse zum Pfauen angekauft (siehe oben Nr. 48). 1566—1576 gemeinsamer Neubau der beiden Bursen. 1620 von den Jesuiten übernommen (siehe oben Nr. 18).
- 50 Ehemalige Alte Universität. Franziskanerplatz 4. 1559 das Haus zum Phoenix neben dem Rathaus, 1579 das Haus zum Rechen Ecke Eisenbahnstraße von der Universität erworben und 1581 durch Umbau zum „Neuen Kollegienhaus“ verschmolzen (heute Neues Rathaus).
- 51 Collegium Hieronymi (Domus Carthusiana). Bertholdstraße 19. (Krotzinger Regelhaus, später mit dem Lämmlein — siehe oben Nr. 30 — vereinigt. 1485 gestiftet. 1620 von den Jesuiten übernommen (siehe oben Nr. 18).
- 52 Collegium Sapientiae. Nußmannstraße 16, 18, Herrenstraße 2a. 1496 gestiftet, 1501 erbaut. 1767 (1775? 1787?) — 1829 Krankenspital.
- 53 Collegium Battmanicum. Franziskanerstraße 9. 1531 gestiftet.
- 54 Collegium S. Galli. Franziskanerstraße 5. 1537 gestiftet.
- 55 Collegium Theobaldi. Franziskanerstraße 11. 1564 gestiftet.
- 56 Collegium Pacis. Franziskanerstraße 7. 1580 gestiftet.



## Mittelalterliche Befestigung

### Zähringer Altstadt: Rot

Besetzung der Stadtmauer bei Anwesenheit der Bürgerschaft: Um den Bürgermeister die Schneider, Karrer, Mertzler und Küfer mit Reitpferden.

- A Schwabentor (Obertor)
- B Martinstor (Norsinger Tor)
- C Lehener Tor (Roter Turm)
- D Predigertor
- E Christophstor
- F Kretzen- oder Schultor

Besetzung der Stadtmauer, wenn die Gemeinde ausgerückt war:

### Schneckenvorstadt: Blau

Gerber aus der oberen Au  
Wirte, Kürschner und alle dortigen Vorstädter

- (A Schwabentor)
- G Gerber- oder Klötzlinstörlein
- H Wasserturm

Franziskaner  
Augustiner  
Antoniter

- I Schneckentor (Katzenturm)

K Schlettstadter Turm

Schmiede und Tuchmacher

### Lehener/Predigervorstadt: Blau —

L Grünlinstor

Schuster und Zimmerleute

- M Peterstor
- N Büggenreutertor

Prediger  
und  
Deutschherren

Krämer und Bäcker

- O Butzentörlein
- P Reuerinnenbollwerk

dortige Gerber und Metzger von der niederen Metzsig

- **Neuburg: Blau**
- Q Armenspitalturm
- R Mönchstor

Rebleute

- S Johannestor
- T Henkerturm

Johanniter  
Allerheiligen  
halbe Welt-  
geistlichkeit

Maler und Glaser

- (F Kretzentor)
- (A Schwabentor)

— halbe Welt-  
— geistlichkeit

Zur Besetzung der Stadtmauer vgl. Heinrich Schreiber: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. II. Theil. Freiburg i. Br. 1857. 202 f.

## Barocke Festungswerke

### Grün

- |                       |                          |                   |
|-----------------------|--------------------------|-------------------|
| I Bastion S. Peter    | V Bastion S. Joseph      | IX Breisacher Tor |
| II Bastion Kaiser     | VI Bastion S. Karl       | X Predigertor     |
| III Bastion Kaiserin  | VII Bastion S. Christoph | XI Christophstor  |
| IV Bastion S. Leopold | VIII Burg-Bastion        |                   |



# Das Langhaus des Freiburger Münsters

Von Werner Noack

Das Langhaus des Freiburger Münsters, zumal das Mittelschiff, erhält im Vergleich mit Querschiff und Chor und vor allem mit dem Westturm in der Kunstgeschichte vorwiegend eine schlechte Zensur. Am nachdrücklichsten hat das Georg Dehio ausgesprochen<sup>1</sup>: „Als Kunstwerk steht es (das Langhaus) unfraglich tiefer als der romanische Bau, es entbehrt der Sicherheit und Einheit des künstlerischen Wollens.“ Im besonderen wird immer wieder das Ausfallen des Triforiums vermerkt, „eine öde Mauerfläche hinterlassend“, sowie daß die Proportionsharmonie des Straßburger Langhauses „mit dieser mechanischen Nachahmung“ nicht erreicht werden konnte<sup>2</sup>. Hans Jantzen<sup>3</sup> schwächt zwar auf Grund der inzwischen vorgenommenen genaueren baugeschichtlichen Untersuchungen<sup>4</sup> dieses Urteil ab, aber auch er bemerkt: „In der Aufrißgliederung (der Ostjoche) fällt am meisten das Fortlassen des Triforiums auf. Die Oberwand der Arkaden blieb ungegliedert, eine auch für den kommenden Meister verbindliche und daher für die Gesamtwirkung des Raumes folgenschwere Maßnahme.“ Wenn Dehio nun aber fortfährt: „Den historisch gerichteten Betrachter interessiert es (das Langhaus) aber aufs lebhafteste<sup>5</sup>“, so kann diese treffende Bemerkung wohl dazu veranlassen, auf Grund der seitdem erfolgten neuen Untersuchungen am Bau und vergleichenden Überlegungen die Frage erneut aufzurollen.

Das Freiburger Münster ist, wie die meisten großen mittelalterlichen Kirchen, kein einheitlicher Bau aus einem Guß. Wie wir es heute vor uns sehen, haben rund 500 Jahre an ihm gebaut. Von den einzelnen Baumeistern, die ihm nacheinander seine heutige Gestalt gegeben haben, hat jeder an das angeknüpft, was sein Vorgänger hinterlassen hat. Er muß seine eigenen schöpferischen Ideen in Einklang bringen mit den vorhandenen älteren Bauteilen und sie von ihnen ausgehend zu einem neuen einheitlichen Werk gestalten, dabei aber auch die besonderen örtlichen Bedingungen und liturgischen Erfordernisse berücksichtigen.

<sup>1</sup> Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler 4. Bd. 2 Südwestdeutschland. Berlin 1926. 91—95. — Weiterhin: Georg Dehio und Gustav v. Bezold: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes 2. Bd. Stuttgart 1901. 294—296. — Georg Dehio: Geschichte der deutschen Kunst. Text Bd. 2<sup>2</sup>. Berlin/Leipzig 1925. 57.

<sup>2</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 91. So auch Joseph Sauer: Alt-Freiburg. Augsburg 1928. XIII: „Nach dem Fortfall des wichtigen Gliederungsmotivs der Triforien blieb an der Hochwand, im Widerspruch mit dem Ideal des neuen Stils, eine große nackte Fläche.“ — Kurt Bauch: Die drei Münster am Oberrhein. In: „Alemannenland“ Jahrbuch der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 1. Stuttgart 1957. 79 f. . . . entsteht so im Innern die leere Hochschiffwand, nicht belebt und gestaltet, auch nicht mehr veränderbar durch den Nachfolger.“ — Zuletzt Bruno Bushart: Baden-Württemberg (Athenäum Kunstführer) Bonn 1959. 65.

<sup>3</sup> Hans Jantzen: Das Münster zu Freiburg. Deutsche Bauten 15. Bd. Burg bei Magdeburg 1929. 15.

<sup>4</sup> W. Noack: Beobachtungen zur Baugeschichte des Freiburger Münsters. In: Kunstchronik und Kunstmarkt 57. Jg. (N.-F. 55) Leipzig 1922. 425. — Otto Schmitt: Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters 1. Bd. Frankfurt a. M. 1926. 12.

<sup>5</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 91.



Das Querschiff des Freiburger Münsters ist etwa von 1200 ab in engem Zusammenhang mit der Bauhütte des Basler Münsters errichtet worden. Zwischen ihm und den Ostjochen des Langhauses besteht ein scharfer stilistischer Bruch, der mit dem Herrschaftswechsel infolge des Aussterbens der Zähringer Herzöge durch den Tod Bertholds V. 1218 in Verbindung gebracht werden muß. In der Familie der neuen Herrschaft, der Grafen von Urach, finden sich zwei Zisterzienser-äbte. Das Patrozinium des Münsters wechselt vom hl. Nikolaus auf die vom Zisterzienserorden als Patronin bevorzugte Muttergottes<sup>6</sup>, aber auch die neuen Bauformen und Konstruktionen mögen zum Teil auf diese Weise nach Freiburg gekommen sein. Die Weiterbeschäftigung eines Teils der romanischen Werkstatt, wie Dekoration und Steinmetzzeichen erkennen lassen, beweist, daß sich die Ostjoche des Langhauses ohne Unterbrechung an das Querschiff anschließen. Aber der Weiterbau geschieht nach ausgesprochen gotischem Plan. Diese Gotik ist ein merkwürdiges Gemisch nordfranzösischer und burgundischer Elemente. Vom gebundenen System wird zur durchgehenden Travee übergegangen, das heißt jedem etwa quadratischen Seitenschiffjoch entspricht ein queroblonges im Mittelschiff. Für die Mittelschiffbreite war der Anschluß an die Vierung im wesentlichen maßgebend. Aber die Außenwände der Seitenschiffe werden bis nahezu in die Flucht der Querschiff-Fronten hinausgeschoben. Die Höhe des Mittelschiffs ist bestimmt durch die Spitze des über der gesamten Breite des Langhauses errichteten gleichseitigen Dreiecks, die der Seitenschiffe wird in entsprechendem Verhältnis gehoben. Die romanischen Dienste werden für die Seitenschiffe wie für das Mittelschiff durch Aufsätze überhöht, über dem Vierungsbogen entsteht ein leerer Mauerteil. Das Maß des gleichseitigen Dreiecks für den gesamten Langhausquerschnitt ist schon länger im Elsaß üblich und findet sich zum Beispiel in Altdorf, Schlettstadt, Rufach, aber auch am Langhaus des Straßburger Münsters<sup>7</sup>. Je nach den Breitenverhältnissen von Mittelschiff und Seitenschiffen ist aber der Raumeindruck ein sehr verschiedener. Das Freiburger Mittelschiff wirkt ausgesprochen schlank.

Der Beginn des Baus mit den Seitenschiffen erfolgt im nordfranzösisch-hochgotischen System: die Seitenwände sind zwischen den Strebepfeilern über dem Sockel in ganzer Breite durch Maßwerkfenster aufgelöst; innen ist die untere Wand durch eine Blendarkatur gegliedert, über der vor dem Fenster ein Laufgang angeordnet ist<sup>8</sup>. In der Ausführung ist das Maßwerk sehr plump und wie aus Steinplatten ausgeschnitten<sup>9</sup>. Aber schon die kräftigen, schweren Blendarkaturen erinnern an burgundische Beispiele; die nördliche findet sich gleichartig im Chor von Notre-Dame in Dijon<sup>10</sup>. Beim Strebewerk ändert sich der Stilcharakter. Die Strebepfeiler der Seitenschiffe sollten durch eine Ver-

<sup>6</sup> Werner Noack: Das kirchliche Freiburg in der Vergangenheit. In dieser Zeitschrift S. 21.

<sup>7</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 468.

<sup>8</sup> In den beiden östlichen Seitenschiffjochen sind die Blendarkaturen bei späteren Einbauten und Veränderungen entfernt worden (Hl. Grab, Abendmahlskapelle). In den beiden nächsten fällt die eingeschickte seitliche Einstückung auf. Sie findet ihre Erklärung vielleicht darin, daß die Ostjoche wegen der beiden Treppentürme 1 m breiter sind als die Zweiten. Die Werkstücke werden nach dem Muster der östlichen angefertigt und dann in das schmalere Joch notdürftig eingepaßt worden sein.

<sup>9</sup> Jantzen (Anm. 5) 13.

<sup>10</sup> Charles Oursel: L'église Notre Dame de Dijon. Petites monographies des grandes édifices de la France. Paris [1958]. Abb. 47 Croissilon nord. — Hans Jantzen: Burgundische Gotik. Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jg. 1948 H. 5 München 1949. Taf. V. — Der Vergleich mit Dijon zeigt, daß die Angabe bei Jantzen (Anm. 5) 14, es seien die Profile „an der Nordwand teilweise abgearbeitet“, nicht zutrifft. Vgl. die irrtümliche Annahme einer „Verstümmelung“ dieser Blendarkatur gelegentlich der Aufstellung eines Ratsherren-Gestühls 1665 bei Friedrich Kempf: Heimsuchungen und Schicksale des Freiburger Münsters in Kriegsnot, durch Menschenhand und Feuersgefahr. II. Durch Menschenhand. In: Freiburger Münsterblätter 15. Jg. Freiburg i. Br. 1917. 13 f. und Abb. 9.





Abb. 1 Freiburg: zweiter nordöstl. Strebe Pfeiler, Detail

strebung unter den Dächern den Gewölbeschub des Mittelschiffs aufzufangen. Äußerlich enden sie mit den übereckgestellten Tabernakeln, deren Nischen im Süden Königsfiguren enthalten, während sie auf der durchweg einfacher gestalteten Nordseite nur mit flachen Kleeblattblenden versehen sind und diagonal von vier kleinen Tabernakeln begleitet werden<sup>11</sup>. Der Obergaden des Mittelschiffs mit der „öden Mauerfläche“<sup>12</sup> und den verhältnismäßig kleinen, zweiteiligen Maßwerkfenstern, die die Widerstandskraft der Hochwand gegen den Gewölbeschub möglichst wenig beeinträchtigen sollten, ist noch bis unter das Hauptgesims Werk der ersten Bauperiode. Wir finden diese Art der Verstrebung, aber auch der Hochschiffgliederung, nicht nur in burgundischen und deutschen Zisterzienserkirchen, sondern auch in gleichzeitigen elsässischen Bauten, u. a. S. Georg in Schlettstadt<sup>13</sup>. Als

es nun aber an die Einwölbung des Mittelschiffs gehen sollte, erwies sich im Verhältnis zu dessen Breite die Verstrebung als unzureichend. Die Unsicherheit der Konstruktion, die Schwerfälligkeit der Baugestaltung und die Primitivität des Maßwerkes zeigen, daß wir es mit einem bescheidenen Meister zu tun haben, der die neuen Elemente vielleicht nur aus zweiter Hand hat und unvollkommen beherrscht.

Ein neuer Meister, der von Straßburg kommt, verzichtet auf das verdeckte Strebewerk unter dem Seitenschiffdach und errichtet dicht hinter den Tabernakeln der Strebe Pfeiler und teilweise in sie eingreifend (wobei auf der Nordseite die beiden rückwärtigen der vier kleinen Tabernakel bis auf ihre untersten Ansätze beseitigt werden — Abb. 1) Strebe Pfeileraufsätze mit reichen Baldachinischen, Gesimsen und Wasserspeiern. Von ihnen aus spannt er seine auf der Oberkante mit einer Krabben- bzw. Lilienreihe besetzten Strebebögen zur Hochschiffwand hinüber, um dann die beiden östlichen Mittelschiffjoche einzuwölben. Das Mittelschiffgesims hat das gleiche Blattwerk wie die Strebe Pfeileraufsätze und gehört in diese Bauperiode. In provisorischer Verbindung mit den noch stehenden Westteilen des ältesten Münsters konnten die beiden Joche nun gemeinsam mit der spätromanischen Ostpartie für den Gottesdienst benutzt werden.

<sup>11</sup> Fritz Geiges: Die ältesten Baudaten des Freiburger Münsters. In: Schauinsland 21. Jg. Freiburg i. Br. 1894. 57 ff. mit Abb. 59. 61. — Werner Noack: Neue Ergebnisse zur Baugeschichte der Münster von Straßburg und Freiburg. In: Forschungen und Fortschritte 24. Jg. Berlin 1948. 54.

<sup>12</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 91.

<sup>13</sup> Z. B. in Pontigny: Dehio und v. Bezold (Anm. 1) Taf. 546, 2. — Walkenried: Hermann Giesau: Eine deutsche Bauhütte aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Studien zur thüringisch-sächsischen Kunstgeschichte 1. H. Halle a. d. S. 1912 Taf. XIV Abb. 5. — S. Nikolaus in Hagenau, S. Peter und Paul in Neuweiler: Mittelalterliche und Renaissance-Baukunst im Elsaß. Reiseaufnahmen eines Architekten [J. Cades] herausgegeben von Rudolf Kautzsch. Frankfurt a. M. 1929 Taf. 22. 51.



Die charakteristische Gruppierung der Oberteile der Strebepfeiler erweist sich also als ein Zusammentreffen von zwei verschiedenen Bauvornahmen bzw. als eine Korrektur und Ergänzung der älteren durch die neuere. Die gleiche Gruppierung der Strebepfeileraufsätze findet sich nun auch an den Langhausostjochen des Straßburger Münsters, und zwar bis in alle Einzelheiten, auch der Dekoration (Abb. 2, 3): Gesimse, Wasserspeier, hornartige Auswüchse der Pfeileraufbauten u. a., hier aber aus einem Guß und in durchgehenden einheitlichen Quaderschichten gemauert<sup>14</sup>. Dieser auffallende Tatbestand läßt sich nur so erklären, daß derselbe Meister in Straßburg einheitlich die Form anwendet, die in Freiburg durch seine Ergänzung der älteren Teile des Vorgängers zu einer

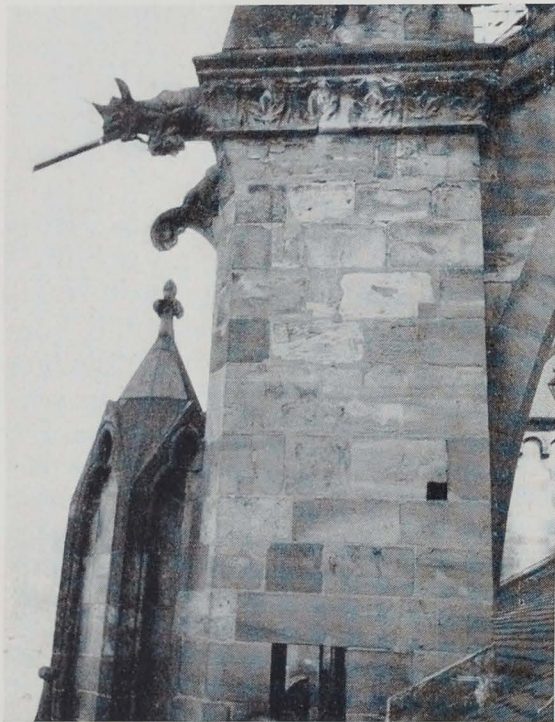


Abb.2 Freiburg: zweiter nordöstl. Strebepfeiler, Aufsatz

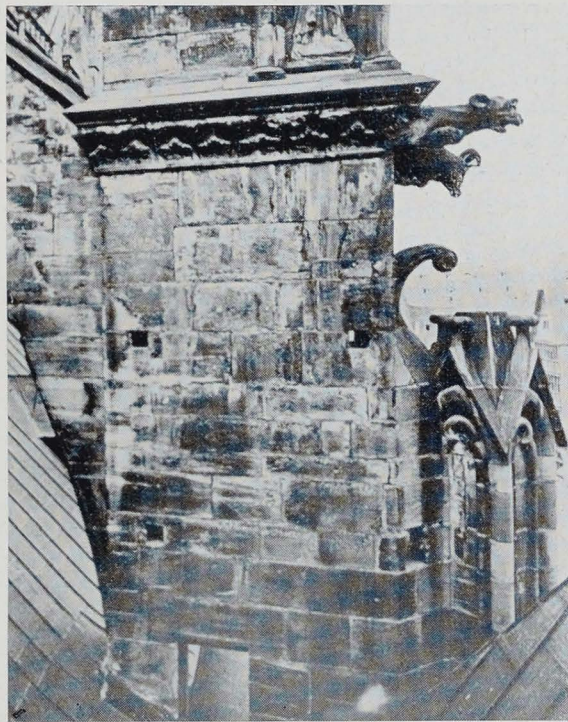


Abb.3 Straßburg: zweiter nordöstl. Strebepfeiler, Aufsatz

neuen Einheit gestaltet worden war. Es ist nicht anzunehmen, daß eine untergeordnete Kraft für diese Anordnung der Strebepfeileraufsätze verantwortlich sein sollte. Der Einblick in die Entstehung dieser Bauform zeigt also, daß die Einwölbung der Freiburger Ostjoche von dem Meister ausgeführt wurde, der dann in Straßburg den Bau des Langhauses mit den zweieinhalb östlichen Jochen beginnt. Deren geniale Anlage wurde für die spätere Weiterführung der Westjoche durch seinen Nachfolger und damit für die großartige Gestaltung des ganzen Langhauses des Straßburger Münsters maßgebend.

<sup>14</sup> Hugo Wagner: Die frühgotischen Theile der Münster in Straßburg, Freiburg und Breisach und ihr Meister. In: Centralblatt der Bauverwaltung 18. Jg. Berlin 1898. 417 hat schon die Strebepfeileraufsätze in Freiburg und Straßburg verglichen, aber den wesentlichen Unterschied, den mehrteiligen Aufbau des Freiburgers gegenüber der Einheitlichkeit des Straßburgers, nicht gesehen. — Abbildungen des Straßburger Strebewerks bei Hans Reinhardt: La nef de la cathédrale de Strasbourg. In: Bulletin de la société des amis de la cathédrale de Strasbourg 2. série No. 4 Strasbourg 1937. 7 Abb. 2 Nordseite, 11 Abb. 4 Südseite, beide vor der Restaurierung 1888.



Dieser in mehrfachem Wechsel in Straßburg und Freiburg tätige Meister ist im 13. Jahrhundert der bedeutendste Gotiker vor Erwin von Steinbach. Er taucht in Straßburg bei der Einwölbung und dem oberen Abschluß des südlichen Querschiffs auf, aber auch der obere Abschluß der nördlichen Querschiff-Front ist wohl von ihm ausgeführt. Am Engelspfeiler findet sich schon ein für ihn besonders charakteristisches Detail: die Konsöhlen unter den über den Rand des Sockels vorspringenden Basen der Dienste<sup>15</sup>. Von hier aus gewinnen wir auch ein erstes festes Datum. Hans Kunze hat nachgewiesen<sup>16</sup>, daß das von Adolph Goldschmidt rekonstruierte Magdeburger Figurenportal<sup>17</sup> beim Tod des Erzbischofs Albrecht II. 1252 mitten in der Ausführung liegen geblieben ist. Da dieses Portal die Bildhauerarbeiten des südlichen Querschiffs in Straßburg voraussetzt, können wir annehmen, daß der Bau um 1250 mindestens sehr weit vorgeschritten war<sup>18</sup>. Wenn man den Baubeginn der Freiburger Ostjoche bald nach dem Herrschaftswechsel 1218 ansetzt, wird das Eingreifen des Straßburger Meisters etwa für den Beginn der dreißiger Jahre anzunehmen sein. Die Freiburger Tätigkeit wird verhältnismäßig kurz gewesen sein. Sie liegt zwischen der Vollendung des Straßburger Querhauses<sup>19</sup> und dem Baubeginn der dortigen Ostjoche<sup>20</sup>.

Der Meister kannte die bedeutenden Bauten der nordfranzösischen Hochgotik, vor allem S. Denis, sein Weg hat ihn aber auch durch Burgund geführt<sup>21</sup>. So wie unsere großen deutschen Dichter, etwa Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue oder Gottfried von Straßburg, französische Stoffe und Vorbilder zu deutschen Werken neugestalten, werden die Formen der französischen Hochgotik von unseren Baumeistern auf Grund der heimischen Tradition umgeschmolzen. Der ganze hochgotische konstruktive Apparat mit Auflösung der Wand und Konzentration der Gewölbelast auf das Strebewerk ist ebenso wie viele Einzelheiten übernommen, aber die landschaftlichen und örtlichen Bedingungen und die persönliche Künstlerschaft geben ihnen ein neues Gesicht. In S. Denis (Umbau begonnen 1231) findet sich zuerst das durchlichtete Triforium, das Straßburg übernimmt<sup>22</sup>. Von dort kommen auch mancherlei „bezeichnende“ Einzelheiten, ebenso aber auch aus Burgund. Man darf sie selbstverständlich in ihrer Bedeutung nicht überschätzen, aber sie können als wertvolle „Wegweiser“ dienen. Daß die Skulpturen des Südquerschiffs in die gleiche Richtung führen, ist genugsam bekannt. Die Blendarkaden in den Ostjochen

<sup>15</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 466.

<sup>16</sup> Hans Kunze: Der gegenwärtige Stand der Erforschung der Baugeschichte des Magdeburger Domes. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 56.—59. Jg. Magdeburg 1924, 159—161.

<sup>17</sup> Adolph Goldschmidt: Studien zur Geschichte der sächsischen Skulptur in der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil. II. Französische Einflüsse in der frühgotischen Skulptur Sachsens. Sonderdruck aus dem Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen Bd. 20, 21 und 25. Berlin 1902. 22—57.

<sup>18</sup> Hans Kuntze: Der Stand unseres Wissens um die Baugeschichte des Straßburger Münsters. In: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch 18. Bd. Frankfurt a. M. 1939, 95 und 20. Bd. Frankfurt a. M. 1942, 579. — Reinhardt (Anm. 14) 19 Anm. 1: eine Darstellung von Kirche und Synagoge auf dem Mauritiuschrein des Abts Nanthelm von 1225 in Saint Maurice zeigt den Stil der Straßburger Figuren (Lisa Schürenberg in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 7. Bd. Berlin 1938, 87 f. glaubt nur an eine Stilparallele).

<sup>19</sup> Die Ektürmchen der Straßburger Querhausfassaden zeigen engste Verwandtschaft mit den vom Straßburger Meister ausgeführten oberen Abschlüssen der Freiburger Treppentürmchen, was schon Geiges (Anm. 11) 64 mit Abb. beobachtet hat.

<sup>20</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 468 setzt den Baubeginn der Straßburger Ostjoche mit c. 1250 viel zu spät an. 1250 wird der Fronaltar unter dem zwischen 1247 und 1252 errichteten Lettner erstmals urkundlich erwähnt (Joseph Walter: La topographie de la cathédrale au moyen-âge. In: Bulletin de la société des amis de la cathédrale de Strasbourg, 2. série No. 3 Strasbourg 1955, 47—50); damals müssen die Ostjoche benutzbar gewesen sein.

<sup>21</sup> Kunze (Anm. 18) 89 f. und Schürenberg (Anm. 18) 87 f. in Auseinandersetzung mit Reinhardt (Anm. 14).

<sup>22</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 468 f.



der Seitenschiffe in ihrer kräftig-plastischen Durchbildung haben mehr burgundischen als nordfranzösischen Charakter. Die doppelte Pfeilerreihe des Westportals von Notre-Dame in Dijon kehrt am äußeren Freiburger Westportal, aber auch am Nordportal von S. Peter und Paul in Neuweiler im Elsaß wieder<sup>23</sup>, die frei um den halbrunden Kern gestellten Dienstschäfte der Vorhalle in Dijon finden sich auch in den Straßburger Ostjochen<sup>24</sup>. Mit S. Denis verbindet Straßburg die doppelten Mittelpfosten der Fenster, die Konsölnchen unter den Basen<sup>25</sup>, letztere auch in Freiburg und hier vor allem genau die gleiche Zeichnung der Blendarkaden in den Westjochen (Abb. 4, 5)<sup>26</sup> und die Rosen in den Seitenschiffen<sup>27</sup>.

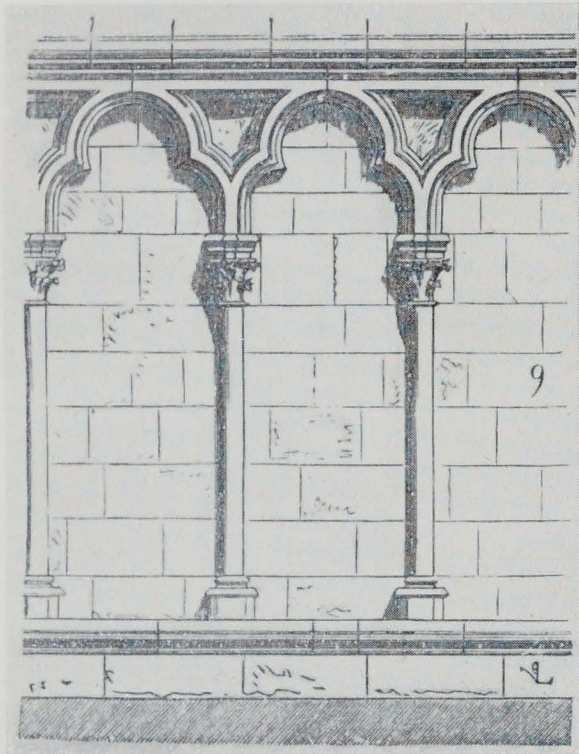


Abb. 4 S. Denis: Blendarkaden



Abb. 5 Freiburg: westl. Blendarkaden

Das Ausschlaggebende indessen ist, was der Meister mit diesem Motiv- und „Sprach“-Gut gemacht hat. Er findet in Straßburg eine einzigartige Situation vor. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts war in langsamer Bauführung und in mehrfachem Wechsel der Bauformen das ehrwürdige, 1015 von Bischof Werinher begonnene Münster umgestaltet worden, so daß im wesentlichen auf dem alten Grundriß und zum Teil unter Verwendung auch noch des aufgehenden Mauerwerks in Chor und Querschiff ein Neubau entstanden war<sup>28</sup>. Die Westseite des

<sup>23</sup> Kunze (Anm. 18) 89 Anm. 51. — Dehio: Handbuch (Anm. 1) 457. — Jantzen (Anm. 5) 18.

<sup>24</sup> Kunze (Anm. 18) 89 Anm. 51.

<sup>25</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 469.

<sup>26</sup> Vgl. E. Viollet-le-Duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle. Paris 1875 Bd. 1, 95 Abb. 9. — Sumner Mck. Crosby: L'abbaye royale de Saint Denis. Paris 1955 Abb. 1. 56.

<sup>27</sup> Jantzen (Anm. 5) 15 f. — Die Einzelbemerkungen von Dehio: Handbuch (Anm. 1) 92 über die Bauformen der Freiburger Seitenschiffe und ihre Beziehungen zu Straßburg, besonders über die Rosen, sind z. T. unzutreffend und durch neuere Untersuchungen überholt; die Form der Freiburger Rosen kommt in Straßburg nicht vor.

<sup>28</sup> Rudolf Kautzsch: Der romanische Kirchenbau im Elsaß. Freiburg i: Br. 1944. 290—502.



Querschiffs zeigt in Bogenöffnungen und Stützenapparat schon den Querschnitt des anschließend geplanten neuen Langhauses in den schweren, staufisch-spätromanischen Formen des Elsasses. In den Höhen- und Breitendimensionen sollte dieses Langhaus die Maße des salischen Baus beibehalten, der allmählich durch den Neubau ersetzt werden sollte<sup>29</sup>. Nun jedoch wird nach 1250 ein vollkommener Neubau des Langhauses einschließlich der Westfassade geplant, den der Meister unmittelbar nach der Rückkehr von dem Freiburger Zwischenspiel, der Verstrebung und Einwölbung der dortigen Ostjoche, in Angriff nimmt<sup>30</sup>. Für die Breitenausdehnung bleiben die Fundamente des salischen Baus maßgebend, und die Höhe der Seitenschiffe schließt sich dem spätromanischen Plan an. Nur das Mittelschiff wird wesentlich über diesen hinaus erhöht, so daß auch hier, wie in Freiburg (siehe oben Seite 35), das im Elsaß übliche Maß des über der gesamten Breite des Langhauses errichteten gleichseitigen Dreiecks bestimmend wird<sup>31</sup>. Für das im Aufbau zugrunde liegende gotische System ergibt sich so ein in seinen Breiten- und Höhenverhältnissen ganz ungewöhnlicher Querschnitt, der wesentlich den großartigen Raumeindruck des Straßburger Langhauses bedingt. Die Dimensionen des Werinher-Baus in Straßburg werden nur noch vom Kaiserdom in Speyer übertroffen. Der Meister stimmt den hochgotischen Formen-

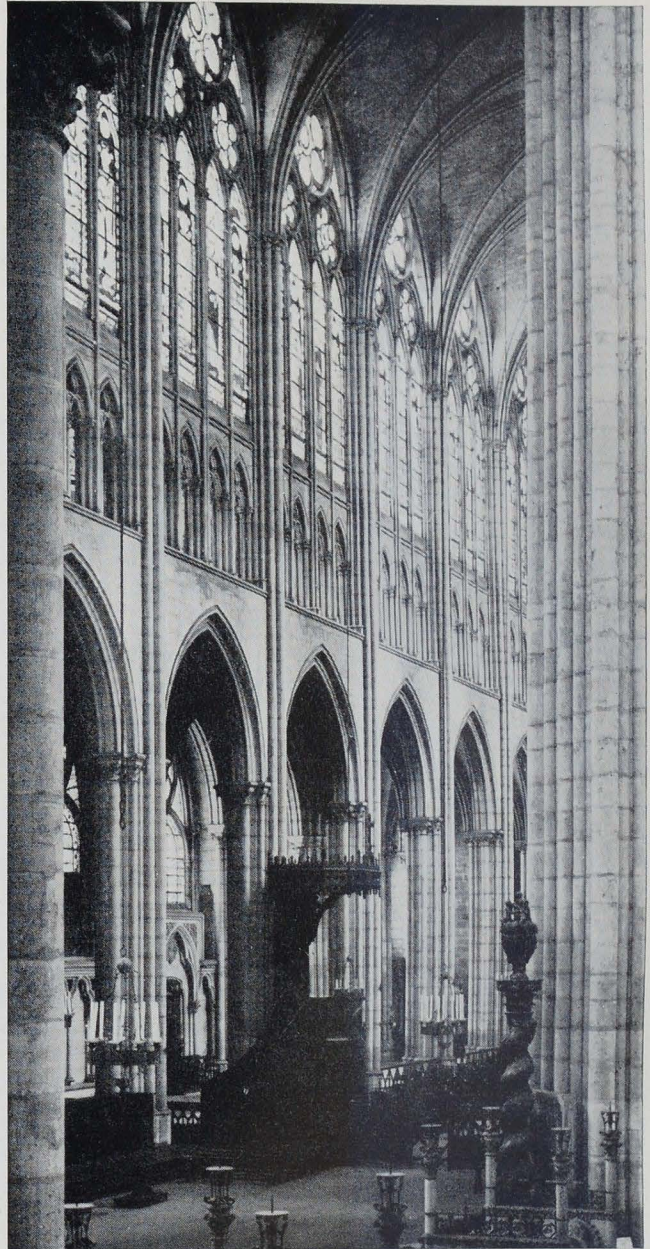


Abb. 6 S. Denis: Langhaus

<sup>29</sup> Fridtjof Zschokke: Die romanischen Glasgemälde des Straßburger Münsters. Basel 1942 hat nachgewiesen, daß noch um 1200 das alte Langhaus mit neuen Glasmalereien ausgestattet worden ist.

<sup>30</sup> Reinhardt (Anm. 14) hat die Baugeschichte des Langhauses sorgfältig und erschöpfend untersucht und für die durch die Anbauten der Katharinenkapelle im Süden und die Martinskapelle im Norden weitgehend veränderten östlichen Seitenschiffjoche eine überzeugende Rekonstruktion gegeben. Über verschiedene Fragen haben sich Kunze (Anm. 18) und Schürenberg (Anm. 18) mit Reinhardt auseinandergesetzt. Ich sehe vor allem die besondere künstlerische Leistung des Meisters der Ostjoche und sein Verhältnis zur französischen Baukunst anders als Reinhardt, wozu auch die Aufklärung der Freiburger Tätigkeit beiträgt.

<sup>31</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 468.



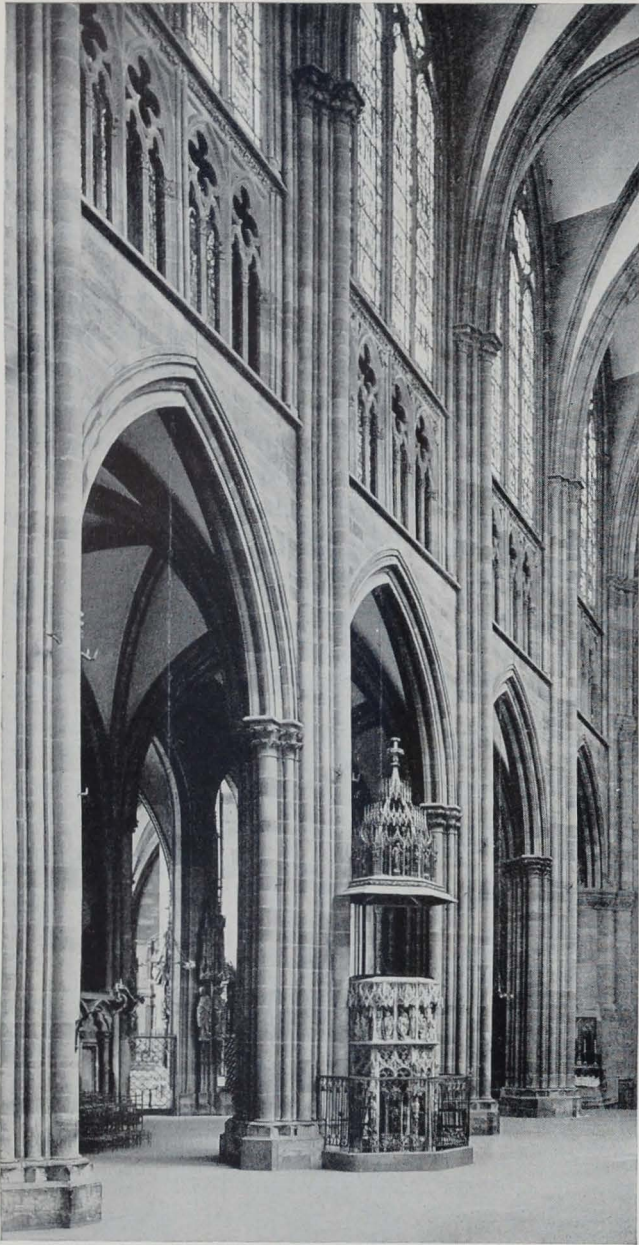


Abb. 7 Straßburg: Langhaus

und Konstruktionsapparat in genialer Weise auf die besonderen örtlichen Gegebenheiten ab. Nichts ist instruktiver, als das Nebeneinander der Langhaussysteme von S. Denis und Straßburg (Abb. 6, 7)<sup>32</sup>. Der weite Schritt der Arkaden in Straßburg ergibt sich aus der ursprünglichen Aufteilung der ganzen Länge vom Querschiff bis zur geplanten neuen Westfassade in acht Abschnitte, die rund zwei Meter breiter sind als die Arkaden in S. Denis. Dazwischen werden die Pfeiler viel mächtiger und plastischer gestaltet. Sie erhalten nach dem Mittelschiff zu fünf statt drei Dienste, die die einzelnen Joche kräftig voneinander scheiden. Zwischen den Diensten werden die Kanten des rechteckig abgetreppten Pfeilerkerns deutlich sichtbar. Das wie in S. Denis durchlichtete Triforium ist in seiner Gliederung flächiger behandelt und spricht daher stärker als Band zwischen den in Straßburg leichteren und breiteren Fenstern und der Arkadenzone. Die kräftigen Kapitellgruppen der Mittelschiffdienste liegen tiefer innerhalb der Fensterzone, wodurch die Gewölbekappen weiter herabgezogen und die oberen Dienstgruppen gedrungener und mas-

siger werden. Fenster und Triforium sind, beide vierteilig, wohl aufeinander bezogen, aber durch ein energisch schattendes Gesims voneinander getrennt, dem auch ein kräftigeres Gesims unter dem Triforium entspricht. So bildet das Triforium jeweils zwischen den aufstrebenden Mittelschiffdiensten eine betonte Horizontale. Die Zeichnung der Seitenschiff-Fenster (in S. Denis zweiteilig) entspricht den Hochschiff-Fenstern. Die Unterwand der Seitenschiffe ist durch eine Blendarkatur gegliedert, die aber, zumal in den Ostjochen, kräftiger gezeichnet ist als in S. Denis. So entsteht in Straßburg ein vollkommen anderer Raumeindruck im ganzen und ein wesentlich kräftigeres

<sup>32</sup> Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte. 3. Bd. Stuttgart 1954. 1475 Abb. 5 1476 Abb. 6. — Für die freundliche leihweise Überlassung der beiden Druckstöcke sind wir dem Verlag Alfred Druckenmüller in Stuttgart sehr dankbar.



und plastischeres Relief im einzelnen. S. Denis wirkt demgegenüber zart, fast dünn und sehr akademisch.

Im Äußeren verwendet der Meister, im Gegensatz zu den französischen Kirchen, nur ein einfaches, sehr klar aufgebautes Strebewerk mit nur einem Strebebogen. Die breiten Joche bewirken mit der entsprechend weiten Stellung der Strebepfeiler und den großen gleichartigen Fensteröffnungen in Hochschiff und Seitenschiff auch hier den besonderen und ganz unfranzösischen Charakter des Straßburger Münsters<sup>33</sup>.

Die Ausführung des Langhausbaus zerfällt in zwei Teile. Die Trennungslinie verläuft im Mittelschiff hart westlich vom zweiten Joch, oberhalb des Triforiums im dritten Joch und wieder hart westlich vom dritten Arkadenpfeiler, in den Seitenschiffen innerhalb der Außenwand des dritten Jochs<sup>34</sup>. Während der Meister der Ostjoche mit dem Abbruch des ganzen salischen Langhauses einschließlich der Fassade rechnete, sollte sich sein Nachfolger an den zu erhaltenden alten Westbau anschließen und mußte deshalb seine westlichen vier Jochbreiten entsprechend verkürzen<sup>35</sup>. Zwischen beiden Bauperioden kann keine sehr lange Pause liegen, da der Bau im wesentlichen einheitlich fortgeführt und dadurch der großartige Eindruck des ganzen Langhauses gewährleistet ist. Im flacheren Relief, in Ornament, Profilen usw. finden sich kleine Unterschiede und stilistische Fortschritte, die Seitenschiffarkaden sind anders gezeichnet, die Qualität läßt nach, was sich besonders auch am vereinfachten westlichen Strebewerk zeigt. Der Langhausbau ist am 7. September 1275 zum Abschluß gekommen. Die Ostjoche müssen 1250 (wohl in Verbindung mit den noch stehenden westlichen Teilen des salischen Langhauses) benutzbar gewesen sein, da zu diesem Jahr der Fronaltar unter dem Lettner im ersten Mittelschiffjoch erwähnt wird<sup>36</sup>. Die Zeit der Bauunterbrechung wird man bis zum Abschluß der Auseinandersetzung zwischen Bischof und Stadt mit dem Sieg der Bürgerschaft in der Schlacht bei Hausbergen 1262 annehmen können<sup>37</sup>.

Während sich für das Langhaus selbst von den Ostjochen her der Gesamtplan des Meisters ohne weiteres ergibt, sind wir im Hinblick auf die von ihm beabsichtigte Gestaltung der Westfassade auf Vermutungen angewiesen. Daß die Risse A und A<sub>1</sub> im Straßburger Frauenhaus nicht seine Entwürfe für die Fassade sein können, hat Kunze nachgewiesen<sup>38</sup>. Sie stimmen nicht zu den Proportionen des Langhauses und können höchstens Studien von ihm nach nicht mehr nachweisbaren französischen Fassaden sein. Man wird nur ganz allgemein sagen können, daß er eine Zweiturmfassade geplant hat, die Türme in der Breite der Seitenschiffe, die Portalzone in der Höhe der Seitenschiffe, darüber eine dem Triforium entsprechende Galerie und ein Rosengeschoß im Anschluß an den Obergaden.

<sup>33</sup> Dagegen Reinhardt (Anm. 14) 28: „Aucun fait ne prouve que le maître de Strasbourg ait été allemand.“ — Théodore Rieger: La cathédrale gothique. In: Hans Haug u. a.: La cathédrale de Strasbourg. Strasbourg 1957. 57. Rieger spricht sich ebenfalls für die französische Nationalität des Meisters aus.

<sup>34</sup> Kunze (Anm. 18) 65 Abb. 1 (Grundriß) und 67 Abb. 2 (Längsschnitt). — Reinhardt (Anm. 14).

<sup>35</sup> Kunze (Anm. 18) 87 f. — Otto Kletzl: Rudolf (d. Ä.) von Straßburg. In: Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. 29. Bd. Leipzig 1955. 160—162. Kletzl will dem 1276 als verstorben erwähnten Meister den Bau des ganzen Langhauses und des Lettners sowie die Risse A und A<sub>1</sub> für die Fassade zuweisen. Diese Auffassung ist ebensowenig haltbar, wie Kletzls Berufung auf Dehio — vgl. dazu Dehio: Handbuch (Anm. 1) 467 f. —. Dagegen könnte Rudolf d. Ä. der zweite Langhausmeister sein.

<sup>36</sup> Walter (Anm. 20) 47—50.

<sup>37</sup> Kunze (Anm. 18) 94.

<sup>38</sup> Kunze (Anm. 18) 97—100.



Die Errichtung des Lettners fällt in die letzten Jahre der Bautätigkeit an den Ostjochen<sup>39</sup>. Nicht nur die Plastik, sondern auch die Architektur schöpfen aus anderen Quellen als der Meister der Ostjoche: sie sind ausgesprochen reim-sisch<sup>40</sup>. Für die Raumwirkung war der (1682 abgebrochene) Lettner von besonderer Bedeutung. Er bildete den Abschluß des Langhauses und zugleich die Überleitung zu den Ostteilen mit ihrem wesentlich anderen künstlerischen Charakter.

1248 wird der Bruder des Grafen Konrad von Freiburg, Gebhard, erstmals als Straßburger Domherr erwähnt. Er ist 1255 gestorben. Die durch seinen Tod verwaiste Straßburger Pfründe erhält 1264 der gleichnamige Sohn des Grafen Konrad, der 1255 bis 1261 als Pleban von Freiburg nachweisbar ist<sup>41</sup>. Ob die Herrschaft schon vor 1248 Beziehungen zum Straßburger Domkapitel hatte, die die erste Tätigkeit des Meisters in Freiburg zur Einwölbung der Ostjoche in den 1230er Jahren vermittelt haben, ist nicht festzustellen. Für den Wiederbeginn seiner Freiburger Tätigkeit Anfang der 1250er Jahre ist die Verbindung mit dem Straßburger Domkapitel sicher nicht ohne Bedeutung<sup>42</sup>. Die Aufgabe des Meisters in Freiburg unterscheidet sich wesentlich von der Straßburger. Das Straßburger Münster ist eine Bischofskirche von außergewöhnlichen Dimensionen, das Freiburger nur eine Stadtpfarrkirche. Der Querschnitt liegt durch die Ostjoche fest. Man darf nicht die Freiburger Verhältnisse mit der „Straßburger Proportionsharmonie“ vergleichen<sup>43</sup>, die, wie wir sahen, auf Grund der einmaligen örtlichen Gegebenheiten entstanden ist. Für das Freiburger Langhaus sind, besonders wenn man die „Bedingungen des dunkelfarbigten Lichtes“ der Glasmalereien berücksichtigt, die Seitenschiffe „bloß Schale, optische Folie“<sup>44</sup>. Bei den größeren Jochbreiten in Straßburg (Ostjoche 7,5, Westjoche 6,8 — Freiburg 5,8 Meter) sprechen dort die Seitenschiffe stärker mit. Die Proportionen der Joche liegen in Freiburg zwischen S. Denis und Straßburg (S. Denis 5,6 : 29,7 = 1 : 5,3; Freiburg 5,8 : 27,4 = 1 : 4,73; Straßburg 7,5 : 32 = 1 : 4,27). Die Mittelschiffproportionen aber kommen in Freiburg denen von S. Denis sehr nahe (S. Denis 11 : 29,7 = 1 : 2,7; Freiburg 10 : 27,4 = 1 : 2,74). Der Meister findet also in Freiburg einen Mittelschiffquerschnitt vor, der ihm schon von S. Denis her bekannt war.

Der Meister errichtet zuerst im Anschluß an die Ostjoche die vier westlichen Seitenschiffjoche mit ihren Gewölben. Die Jochbreite der zweiten Ostjoche wird weitergeführt. Die Bündelpfeiler der Mittelschiffarkaden folgen mit leichten Veränderungen der in den Ostjochen gegebenen Form, die sich ähnlich schon in S. Georg in Schlettstadt findet. Während die Arkadenbogen in den Ostjochen nur abgetreppt waren mit Rundstäben an den Kanten, sind die westlichen reich profiliert und veranlassen dazu, des gleichmäßigen Aussehens wegen an den östlichen die Rundstäbe (bis auf geringe Reste) abzuarbeiten und ebenfalls reich

<sup>39</sup> Walter (Anm. 20) 47—50. — Hans Reinhardt: Le jubé de la cathédrale de Strasbourg et ses origines rémois. In: Bulletin de la société des amis de la cathédrale de Strasbourg 2. série No. 6 Strasbourg 1951. 2—12.

<sup>40</sup> Kunze (Anm. 18, 95) Zuschreibung des Lettners an den ersten Langhausmeister trifft nicht zu.

<sup>41</sup> Die Daten bei J. Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch. 1. Bd. Heidelberg 1898. 588 f. Grafen von Freiburg, und Friedrich Hefele: Freiburger Urkundenbuch. 1. Bd. Freiburg i. Br. 1940. 566 f. 599 (Register).

<sup>42</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 92.

<sup>43</sup> Dehio: Handbuch (Anm. 1) 91.

<sup>44</sup> Hans Jantzen: Über den gotischen Kirchenraum. Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft H. 15. Freiburg i. Br. 1928. 10. 17.





Abb. 8 Freiburg: Langhaus-Südseite, Baufolge

profilierte Einlagen einzufügen<sup>45</sup>. Die Strebepfeiler werden einschließlich der Baldachine für die Figuren bis zu der Schicht hochgeführt, von der ab die Streb Bögen anzusetzen hätten. Ihre Aufsätze, außer den westlichen, sind spätgotisch. Die Maßwerkbrüstungen außen und innen sind spätere Zutaten und bringen mit der Betonung der Horizontalen einen falschen Klang in die Architektur. Die dekorativen Formen, Maßwerk, Ornament, Baldachine, schließen stilistisch und zeitlich unmittelbar an die Straßburger Ostjoche an und werden im weiteren Fortgang des Baus nach Westen leicht weiterentwickelt. Mit Rücksicht auf den bescheideneren Rang des Freiburger Bauwerks sind manche Einzelformen vereinfacht, so zum Beispiel das Fenstermaßwerk, das nicht die Verdoppelung der Mitteldienste hat wie in Straßburg und S. Denis. Die Nordseite ist, wie in Straßburg, wesentlich schlichter gehalten als die zur Schauseite ausgebildete Südseite. Über die Westfronten der Seitenschiffe wird der Westturm mit überzeugender Logik aus Grundriß und Aufriß des Langhauses heraus entwickelt. Die westlichen Langhausstrebepfeiler, die einzigen, die bis oben einheitlich vom Meister ausgeführt worden sind, dienen gleichzeitig zur Verstrebung der östlichen Turmecken, wie innen die in die verkürzten westlichen Arkaden-

<sup>45</sup> Karl Schuster: Zur Baugeschichte des Freiburger Münsters im 18. Jahrhundert. In: Freiburger Münsterblätter 5. Jg. Freiburg i. Br. 1909. 11 Abb. 12. Auf dieser Abbildung des Übergangspfeilers zwischen 2. und 5. Joch ist links das nachträglich eingefügte, rechts das im Verband sitzende Profil des Arkadenbogens gut zu erkennen.



bögen eingebauten Streben und die gewaltigen Mauermassen der Portal-schrägen. Die Strebebögen haben wie in Straßburg nur eine glatte Abdeckung ohne die Lilienkämme der benachbarten späteren Bögen<sup>46</sup>. Die unteren Wasser-schlaggesimse der Seitenschiffe werden an den Weststreben hochgekröpft, so daß sie die untere Begrenzung des quadratischen Feldes der Seitenschiffrosen bilden und weiterhin die erste Gliederung des Turmkörpers<sup>47</sup>. Die Rosen sind eine vereinfachte Wiederholung der nördlichen Querschiffrose von S. Denis, deren Komposition in den Straßburger Rissen nicht vorkommt, so daß sie zeitlich vor diesen anzusetzen ist<sup>48</sup>. Es ist charakteristisch, daß der Meister auf dieses Motiv nicht verzichten wollte, obwohl ihm am Bau keine zentrale Stelle dafür zur Verfügung stand. Die Rosen kommen nur in diagonalen Ansichten zur Geltung, von einer bestimmten Stelle im Langhaus beide Rosen zugleich.

Der Turm<sup>49</sup> springt in der Breite des Mittelschiffs vor das Langhaus vor, so daß er sich nach drei Seiten frei entwickeln kann. Der vor die Westfassade vorspringende Einturm kommt am Oberrhein in den vorausgehenden Jahrhunderten häufiger vor. Auch der älteste Münsterbau hat ihn wahrscheinlich gehabt. In Verbindung mit einer nach Westen geöffneten Eingangshalle und einer dar-



Abb. 9 Freiburg: Langhaus-Südseite, Rekonstruktion

<sup>46</sup> Jantzen (Anm. 5) 15. — Vgl. Abb. S. 51 in: Kurt Bauch und Jonny Lüsing: Freiburg im Breisgau. Freiburg i. Br. (1957).

<sup>47</sup> Der Niveauunterschied von Süd- und Nordseite des Münsterplatzes wird dabei in sehr geschickter Weise kaschiert.

<sup>48</sup> Jantzen (Anm. 5) 15 f.

<sup>49</sup> Der Turmbau soll hier nur insoweit behandelt werden, als er für das Langhaus aufschlußreich ist. Vgl. dazu (mit ausführlichen Literaturangaben) Werner Noack: Der Freiburger Münsterturm. In: Jahrband Oberrheinische Heimat 1941 „Der Breisgau“ 28. Jg. 2 Freiburg i. Br. 1942. 251—253; Ernst Adam: Der Turm des Freiburger Münsters. In: Schauinsland 75. Jg. Freiburg i. Br. 1955. 48—65. — Bauch (Anm. 2) 85. — Lisa Schürenberg: Das Freiburger Münster. Führer zu großen Baudenkmälern. H. 56. Berlin 1944. 6.



überliegenden, nach dem Mittelschiff geöffneten Emporenkapelle (die meist dem heiligen Michael geweiht war) finden wir den Baugedanken der karolingischen und ottonischen Westwerke. Ihn nimmt der Meister bei seinem Freiburger Westturm wieder auf, nunmehr übersetzt in die Formen der reifen Gotik. Für diese neue Gestaltung des Einturms vor der Westfront gab es für ihn weder Vorbild noch Anregung. Er hat hier ein ebenso großartiges wie selbständiges Werk geschaffen, das richtungweisend vor allem für die deutsche Baukunst werden sollte.

In klaren und ruhigen Quaderflächen, die westlichen Turmkanten zwischen den mächtigen abgetreppten Strebepfeilern sichtbar lassend, baut sich der Turmunterteil auf. Die Horizontalgliederung der unteren Geschosse ist aus den Seitenschiffen entwickelt. Die Rosen entsprechen der Bogenöffnung des Vorhalleneingangs wie dem Bogenfeld des inneren Portals. Nur die Westseite ist durch das große reich profilierte und -gegliederte Portal<sup>50</sup> mit der Marienkrönung im Wimperg aufgebrochen, erst im nächsten Geschosß finden sich an drei Seiten die Maßwerkfenster der Michaelskapelle. Das Äußere ist nur sparsam mit bildnerischem Schmuck versehen. Der Turm soll durch die gewaltigen Massen des Mauerwerks und die architektonische Gliederung wirken. Den ganzen Reichtum der Gestaltungsmöglichkeiten konzentriert der Meister in der Vorhalle. Die Ostwand des feierlichen Raumes wird von dem vielgliedrigen Portal gefüllt, dessen Gewände, Archivolten und Tympanon eine Fülle von Skulpturen schmücken, am Mittelpfeiler die Muttergottes als Patronin des Münsters. Die Wände sind über einem ringsumlaufenden, als doppelte Sitzbank gebildeten Sockel mit einer reichen Arkatur gegliedert, zwischen deren Wimpergen unter Baldachinen Figuren stehen. Gleichzeitig mit der Architektur sind neben dem dekorativen Gerüst nur die mit ihr in festem Verband stehenden Skulpturen entstanden. Die übrigen folgen in den Jahrzehnten nach 1280 bis um 1310. Wir haben Anzeichen, daß die Figuren über den Arkaden und im Portalgewände ursprünglich etwas zierlicher geplant waren und sich dem festlichen Rhythmus des Raums noch harmonischer eingefügt hätten. Über der Vorhalle befindet sich, durch Treppentürme beiderseits zugänglich, eine ähnlich proportionierte Empore, die dem heiligen Michael geweihte Kapelle mit breiter Öffnung nach dem Mittelschiff. Sie ist ganz ohne plastischen Schmuck und wirkt nur durch ihre Architektur. Mit dem Gesims am Fuß des Uhrgeschosses hört die Tätigkeit des Baumeisters auf. In gleicher Höhe läuft im Innern des Turms unmittelbar über dem Gewölbe der Michaelskapelle eine Vorkragung ringsum. Auf ihr sitzt der 17,8 Meter hohe quadratische Glockenstuhl aus mächtigen Föhrenbalken auf. Er ist vor der Erbauung der Umfassungsmauern frei aufgerichtet worden und war eine Zeitlang außen gegen Witterungseinflüsse verschalt<sup>51</sup>.

Der Meister hat aus Straßburg einen wesentlichen Teil seines dortigen Hüttenpersonals mitgebracht, wie die enge Verwandtschaft und die hohe Qualität aller, besonders auch der dekorativen Arbeiten, zeigt. Aber während seiner wohl mindestens drei Jahrzehnte dauernden Tätigkeit in Freiburg müssen wir einen ständigen Zuzug neuer Kräfte annehmen, wie die Entwicklung vor allem des Maßwerks, des dekorativen Details und der Profile bis zum Michaelsgeschosß bei einheitlicher Bauführung im ganzen erkennen läßt. Während für

<sup>50</sup> Hier kehrt, wie auch am Nordportal von S. Peter und Paul in Neuweiler i. Els., die doppelte Pfeilerreihung des Westportals von Notre Dame in Dijon wieder; s. o. S. 57 und Anm. 25.

<sup>51</sup> Friedrich Adler: Das Münster zu Freiburg i. Br. In: Deutsche Bauzeitung 15. Jg. Berlin 1881. 505. — Friedrich Kempf: Alter Glockenstuhl und Glockenhang im Freiburger und Straßburger Münster. In: Zeitschrift für Bauwesen 74. Jg. Berlin 1924. 22—26.



die Blendarkaden im Seitenschiff noch diejenigen im Langhaus von S. Denis das unmittelbare Vorbild waren, könnte bei den Blendarkaden der Vorhalle schon der Einfluß des inzwischen von einem anderen Meister wiederaufgenommenen und 1275 beendeten Langhausbaus in Straßburg vorliegen, wie auch die figürliche Plastik, auf die in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden kann, schon von den Ostjochen an ständige Wechselbeziehungen zum Straßburger Münster zeigt. Eine Sonderstellung nimmt, wie Jantzen erkannt hat<sup>52</sup>, das schöne Lamportal am südlichen Seitenschiff mit der dazu gehörigen inneren Blendarkatur und die damit eng verwandte Blendarkatur an der inneren Westwand ein. Sie unterscheiden sich in ihrem Stil deutlich von den anderen dekorativen Arbeiten der Werkstatt und zeigen in der zarten und doch straffen Zeichnung des Maßwerks und im Gesamtkarakter engste Beziehung zum Straßburger Lettner und weiterhin zur Vorhalle von S. Nicaise in Reims<sup>53</sup>. Die künstlerische Sonderstellung des Lamportals wird noch dadurch unterstrichen, daß das zugehörige Seitenschiffjoch 30 cm schmaler ist als die anderen, der Baumeister hier also auf seine Komposition Rücksicht nimmt, wie auch das Fenster seinetwegen um 90 cm verkürzt ist.

Man sollte erwarten, daß bei einem normalen Baufortgang im Anschluß an die Ostjoche von Osten nach Westen mit den Seitenschiffen fortlaufend auch die Hochschiffwände aufgerichtet und damit der im Anschluß an die Seitenschiffe hochgeführte Turmunterteil nach Osten zu verstrebt und die Einwölbung auch der westlichen Mittelschiffjoche ermöglicht worden wäre. Statt dessen hört die Bautätigkeit des Meisters an der Mittelschiffwand eine bis zwei Quaderschichten über den Scheiteln der Arkadenbogen auf, so daß gerade noch die Seitenschiffe eingewölbt werden konnten<sup>54</sup>. Der Turm wird nach Osten durch Verkürzung der Spannweite der ersten Arkadenbogen und durch Hochführung nur eines strebepfeilerartigen Streifens der Hochschiffmauer darüber abgestützt und bis zum Gesims über der Michaelskapelle aufgebaut (Abb. 8). Dieses einzigartige Vorgehen muß einen besonderen Grund gehabt haben. Wenn wir uns daran erinnern, daß der Meister aus der vollentwickelten Hochgotik herauskommt, so kann für ihn nur das klassische System für den Aufbau der Mittelschiffwand das Ideal gewesen sein, wie er es ja auch in Straßburg mit durchlichtetem Triforium angewendet hatte. Der Bauvorgang in Freiburg zeigt, daß er bis zum Schluß mit der Möglichkeit rechnete, die Hochschiffwand wie in Straßburg mit durchlichtetem Triforium und breiten Maßwerkfenstern zu errichten bzw. die Ostjoche entsprechend umzugestalten. Die Rekonstruktion seines Planes ergibt sich vollkommen zwanglos (Abb. 9). Die Höhe des Triforiums errechnet sich proportional aus der Breite der einzelnen Felder im Vergleich mit Straßburg. Die Lage des unteren Gesimses wird bestimmt durch die Spitze des östlichen, größeren Arkadenbogens und das romanische Langhauskapitell am Vierungspfeiler. Die Zeichnung von Hochschiff-Fenster und Triforium ergibt sich aus dem Vorbild der Straßburger Ostjoche. Die westliche Bahn des Hochschiff-Fensters im Westjoch entspricht genau den strebepfeilerartigen Streifen der

<sup>52</sup> Jantzen (Anm. 5) 14, der aber die Verwandtschaft mit der Architektur des Straßburger Lettners nicht erwähnt. Auf sie hat schon Karl Schuster hingewiesen, ohne darauf einzugehen. Karl Schuster: Über Erwin von Steinbachs Beziehungen zum Freiburger Münster. In: Freiburger Münsterblätter 5. Jg. Freiburg i. Br. 1909. 52 mit Abb. 7, 8.

<sup>53</sup> Zum Straßburger Lettner vgl. Reinhardt (Anm. 39), der aber die Freiburger Beziehungen nicht erwähnt.

<sup>54</sup> Eine durchlaufende Reihe von Balkenlöchern in dieser Schicht zeigt, daß das Mittelschiff einmal in dieser Höhe provisorisch eingedeckt und mit den Seitenschiffen von der Vorhalle aus für den Gottesdienst benutzbar gemacht worden ist.



Hochschiffmauer. Die klassische Lage des Triforiums ist die eines „die gesamte Länge des Mittelschiffs durchlaufenden Bandes“ in der Mitte zwischen Obergaden und Seitenschiffarkaden; so in Chartres und Reims<sup>55</sup>. Das Gleiche findet sich in Straßburg. Freiburg folgt der im Sinn der weiteren Entwicklung der Gotik veränderten Proportion von S. Denis: Obergaden und Triforium haben zusammen etwa die gleiche Höhe wie die Seitenschiffarkaden bis zum Triforiumfuß<sup>56</sup>. Die Hochschiffgewölbe setzen in Freiburg wie in S. Denis in der Mitte der Hochschiff-Fenster an, während sie in Straßburg infolge der größeren Gewölbeausmaße bis zum unteren Sechstel herunterrücken. In diesem Zusammenhang fällt auf, daß bei den seinerzeit vom Meister an den Ostjochen nachträglich eingefügten Strebebogen sich unter dem Anfall an die Hochschiffwand Kapitelle finden, unter denen die zu erwartenden Säulen aber fehlen. Vielleicht hat er diese Form nur angewendet, weil sie ihm von seinen französischen Vorbildern her geläufig war. Oder hat er damals schon mit der Möglichkeit gerechnet, später einmal das Langhaus nach seinen Plänen im hochgotischen Sinn weiterbauen zu können? Hat vielleicht schon sein unbedeutender und unsicherer Vorgänger irgendwelche Beziehungen zu Straßburg gehabt, durch die er die Seitenschiffe, wenn auch plump, schon in nordfranzösisch-hochgotischer Weise anlegt, dann aber mit der Verstrebung und dem Obergaden zu seiner burgundischen Tradition zurückgreift? Diese Fragen können wohl gestellt werden, eine Entscheidung wird schwerlich möglich sein. Auch die Frage, warum es dem Meister nicht geüht ist, in Freiburg seinen Langhausplan durchzuführen, ist nicht zu beantworten. Technisch würde die Umgestaltung der Ostjoche, die ja nicht das konstruktive Gerüst, sondern nur die füllende Wand betroffen hätte, keine besonderen Schwierigkeiten geboten haben. Vielleicht hat die Bauherrschaft — damals wohl noch die Grafen — die Zustimmung zu dem Eingriff verweigert, durch den immerhin für einige Zeit wieder die gottesdienstliche Benutzung der Ostjoche beeinträchtigt worden wäre.

Das Wahrscheinlichste ist, daß der Meister gestorben ist, ehe er seine Pläne zu Ende führen konnte. Es wurde bereits erwähnt (vgl. oben Seite 36), daß wir für den Beginn seiner Tätigkeit bei der Vollendung des Straßburger Querschiffs die Zeit um 1230 annehmen können. 1231 wird der Umbau von S. Denis begonnen. Die erste, kurze Freiburger Tätigkeit des Meisters fällt in die erste Hälfte der 1230er Jahre. Um 1250 ist die Unterbrechung am Straßburger Langhaus anzusetzen (vgl. oben Seite 40). Damit ist der Anfangstermin für die Wiederaufnahme der Bauarbeiten in Freiburg gegeben. Der Meister baut hier zunächst die Westjoche der Seitenschiffe. Der Turm, dessen Aufriß im Unterbau der Gliederung der Seitenschiffe entnommen ist und dessen östliche Verstrebung sich organisch aus dem Westjoch entwickelt, muß von Anfang an in seinem Entwurf festgelegt haben. Wenn die älteste und größte Glocke, die Hosanna, 1258 datiert ist, so braucht zwar der Turm damals noch nicht begonnen gewesen zu sein, er war aber sicher schon geplant. Die Glocke kann zunächst, wie wir das aus anderen Beispielen wissen, in einem Gerüst neben der Kirche gehangen haben. Wenn aber 1281 eine weitere (1842 eingeschmolzene) Glocke gegossen wurde, so ist schon eher anzunehmen, daß damals die Errichtung des Glockenstuhls mindestens nahe bevorstand<sup>57</sup>. Dazu würde die Angabe der Chronik der

<sup>55</sup> Hans Jantzen: Kunst der Gotik. Hamburg 1957. 32.

<sup>56</sup> Jantzen (Anm. 55) 46.

<sup>57</sup> Fritz Geiges: Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters. Freiburg i. Br. 1955. 71.



Augustinerinnen zum Grünen Wald stimmen, daß die Hosanna 1285 im Turm aufgehängt worden sei, und eine andere, allerdings allgemeiner gehaltene Chroniknotiz, die von der Aufhängung während der Regierungszeit des Grafen Egon II. (1271—1316) zu berichten weiß; aber die Überlieferungen der Chroniken sind bekanntlich mit Vorsicht zu verwenden, wenn sie nicht anderweitig Bestätigung finden. 1295 wurde die Inschrift mit dem Kohlenmaß auf der Südseite des nordwestlichen Turmpfeilers angebracht; das setzt voraus, daß der untere Teil des Turms damals schon ohne Gerüst war<sup>58</sup>. Aus dem Jahr 1300 stammte eine dritte (ebenfalls eingeschmolzene) Glocke, 1301 erwähnt eine Spitalurkunde zwei Ewige Lichte „undenan in dem nuwen turne da die gloggen inne hangent“. Damals stand also auf alle Fälle der Glockenstuhl, und die Michaelskapelle, in der die Lichte gehangen haben müssen, war — wenn auch mit Brettern nach Osten provisorisch verschalt — benutzbar. Aber die Urkunde spricht von der Unterhaltung der Lichte, nicht von ihrer Stiftung, die also noch vorher liegen muß<sup>59</sup>. Dieses Enddatum für die Bautätigkeit am Michaelsgeschoß ist kunstgeschichtlich auch deshalb bedeutsam, weil dadurch die sehr fortschrittlichen Bauformen noch für das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts, also sehr früh, festgelegt werden. Geiges hat nachgewiesen, daß die ältesten Glasmalereien der Freiburger Seitenschiffe aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts stammen<sup>60</sup>. Auch das würde zu unseren Überlegungen passen. Das Ende der Tätigkeit des Meisters und die Bauunterbrechung wird man also für den Anfang der 1280er Jahre annehmen können. Damals muß er bereits hochbetagt gewesen sein.

Daß der Glockenstuhl eine Zeitlang verschalt war, zeigt, daß wir nach seiner Aufrichtung mit einer Bauunterbrechung von einigen Jahren rechnen müssen. Die Wiederaufnahme der Bauarbeiten wird um die Jahrhundertwende anzusetzen sein. Auch der neue Meister kommt wohl aus Straßburg. Vielleicht war er dort infolge der Bauunterbrechung durch den Brand von 1298 frei geworden und mit einem Trupp von Steinmetzen und Bildhauern nach Freiburg übersiedelt. Bei seiner Ankunft hat er zunächst im Anschluß an den bis zum Uhrgeschoß emporgeführten Turmunterbau die Westjoche des Hochschiffs zu schließen und damit das Langhaus für den gottesdienstlichen Gebrauch benutzbar zu machen. Dabei verzichtet er endgültig auf jede Änderung der in den Ostjochen getroffenen Anordnung. Deren frühgotisch unentwickelte Architektur wird nun für das ganze Langhaus verbindlich. Auch die dreiteiligen Hochschiff-Fenster füllen in Angleichung an die östlichen nicht die ganze Jochbreite. Sein Entschluß wird dem Meister durch die inzwischen wesentlich veränderte Baugesinnung, für die u. a. die Bettelordenskirchen bezeichnend sind, erleichtert worden sein. Sein Hauptanliegen war der Ausbau des Turms, mit dessen Oberteil er eine unvergleichliche Meisterleistung zu schaffen berufen war.

Friedrich Hefele hat mit einem hohen Grad von Sicherheit darlegen können, daß der erste Turmbaumeister den Namen Gerhart hatte<sup>61</sup>. Aber der Name allein sagt über die Persönlichkeit nichts aus, solange wir sonst nichts über die Lebensumstände erfahren. Es spricht ebenso wie bei den anonymen Bauperioden nur das Werk. Aus der großartigen Weise, wie unser Meister die verschie-

<sup>58</sup> Geiges (Anm. 11) 45.

<sup>59</sup> Peter P. Albert: Urkunden und Regesten zur Geschichte des Freiburger Münsters. In: Freiburger Münsterblätter 3. Jg. Freiburg i. Br. 1907. 71 Nr. 65. — Geiges (Anm. 11) 45.

<sup>60</sup> Geiges (Anm. 57) 50 ff. 71.

<sup>61</sup> Friedrich Hefele: Die Baumeister des Freiburger Münsterturms. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 95. Bd. (N.-F. Bd. 56) Karlsruhe 1945. 70—109.



denen Bauaufgaben bewältigt, die ihm in Straßburg und Freiburg gestellt werden, erkennen wir eine der bedeutendsten Künstlerpersönlichkeiten des 13. Jahrhunderts in Deutschland. Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, daß er keinen seiner Pläne bis zu Ende durchführen konnte, weder das Straßburger Langhaus mit der Westfassade, noch das Freiburger Langhaus, noch den Freiburger Westturm. In allen drei Fällen muß die Rekonstruktion helfen, das Bild zu vervollständigen<sup>62</sup>.

Die heutige Gestalt des Freiburger Langhauses beruht also auf einem Kompromiß. Das festzustellen ist für die kunstgeschichtliche Forschung wesentlich. Meister Gerhart würde mit dem Freiburger Langhaus unter Berücksichtigung der andersartigen Bedingungen ein dem Straßburger ebenbürtiges Meisterwerk geschaffen haben.

#### Abbildungs-Nachweis

- 1, 2: Photo Otto Fazler, Freiburg i. Br.
- 3, 5: Ausschnitte aus Aufnahmen der Preußischen Meßbildanstalt, Berlin (die Vorlage zu 5. wurde vom Freiburger Münsterbauverein in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt).
- 4: Aus Viollet-le-Duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle. Paris 1875 Bd. 1, 95 Abb. 9.
- 6, 7: Aus Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte 5. Bd. Stuttgart 1954. 1475 Abb. 5, 1476 Abb. 6. Die Druckstöcke wurden vom Verlag Alfred Druckenmüller in Stuttgart freundlichst leihweise überlassen.
- 8, 9: Unter Benützung des von Fräulein stud. arch. Christa Raupp und Herrn stud. arch. Fritz Seelinger im Sommer 1955 aufgenommenen Längsschnitts.

---

<sup>62</sup> Adam (Anm. 49) vermutet in dem Nordturm der Elisabethkirche in Marburg eine Nachwirkung des oberen Turmplans des Meisters Gerhart und versucht danach eine Rekonstruktion seines Freiburger Westturms. Diese Rekonstruktion scheint mir mindestens in den Proportionen unzutreffend. Dagegen könnte, was noch genauer zu untersuchen wäre, der obere Teil des Westturms der Marienkirche in Reutlingen, der mit Marburg offensichtlich ein gemeinsames Vorbild hat, ziemlich getreu auf den Freiburger Plan des Meisters Gerhart zurückgehen.



# Ein oberrheinischer Schmerzensmann des sogenannten „Weichen Stils“

Von Irmingard Geisler

*Herrn Professor Dr. Werner Noack, Freiburg, in dankbarer Verehrung zum 70. Geburtstag gewidmet  
von Irmingard Geisler*

Unter den Andachtsbildern der Spätgotik hat der Schmerzensmann vielleicht die größte Verbreitung erfahren. Mit der Aufnahme dieses beliebten Themas geschah gleichzeitig seine individuelle, landschaftlich gebundene Abwandlung. Stehend oder als Halbfigur, mit Sarg oder Wolkenband, umgeben von Engeln und den Leidenswerkzeugen, tot oder lebendig hat er als Bildtypus in alle Zweige der bildenden Kunst Eingang gefunden.

In der deutschen Plastik ist dieses aus mystischen Vorstellungen erwachsene Thema seit dem 14. Jahrhundert bekannt<sup>1</sup>. Ursprünglich liegt ihm eine Halbfigur des Schmerzensmannes zugrunde, die ihre abendländische Genesis von einem Gnadenbild des 13. Jahrhunderts aus S. Croce in Gerusalemme in Rom ableitet. Bei jenem handelt es sich jedoch nur um das Bruchstück einer Kopie aus einem verlorenen Bildzyklus, den der H. Gregor nach seiner Vision während der Messe in Auftrag gegeben haben soll<sup>2</sup>.

Am häufigsten ist der plastische Schmerzensmann auf Epithaphien dargestellt, wo er ganz oder in halber Figur in Zusammenhang mit den Verstorbenen abgebildet wird. Weniger verbreitet ist der Halbfigur-Typus als isoliertes Andachtsbild. Die meisten erhaltenen Beispiele stammen aus dem Donauebiet<sup>3</sup>. Bei jener Gruppe ist Christus, halbtot, mit nach unten gekreuzten Armen dargestellt<sup>4</sup>. Um so mehr verdient ein Schmerzensmann des sehr seltenen Typus mit den nach oben verschränkten Händen Beachtung, der, aus seinem architektonischen Zusammenhang herausgerissen, als Kleinplastik auf uns gekommen ist<sup>5</sup> (Abb. 1 und 2).

Christus, über einem eng gekräuselten, muschelartig ausgebogten Wolkenband, umgürtet mit dem Lendentuch, ist in der traurigen Gebärde des Gemarterten dargestellt. Ein wenig das Haupt dem Anbetenden zugeneigt, blickt er aus angeschwollenen Augen herab. Die wulstige Dornenkrone liegt kranzartig fest um das Haupt, jede Windung stößt eine Dornenzacke zur

<sup>1</sup> G. v. d. Osten: *Der Schmerzensmann*, Berlin 1955

W. Mersmann: *Der Schmerzensmann*, Düsseldorf 1952

<sup>2</sup> W. Mersmann: a. a. O. S. VI ff. Wahrscheinlich nimmt dieser Zyklus ein Kompositionsschema auf, das in der Grabeskirche in Jerusalem vorgebildet wurde.

<sup>3</sup> G. v. d. Osten: a. a. O. Abb. 45 und 44

<sup>4</sup> G. v. d. Osten: a. a. O. unterscheidet zwei Typen: Den mit nach unten und den mit nach oben verschränkten Armen.

<sup>5</sup> Höhe 51 cm, Standfläche 15 cm, Kunststeinguß, vollrund, Rückseite ausgearbeitet. Spätere, dick aufgetragene Fassung: Der Leib fleischfarben, Haar und Bart braun, Dornenkrone grün, Lendentuch weiß. Das Wolkenband und die Augen haben noch die blaue, ursprüngliche Temperafassung. — Geißel oder Rute befand sich in der Rechten, wofür ein Loch in der Steinmasse ausgespart ist.





Abb. 1 Schmerzensmann

Kunststeinguß, Höhe 31 cm

Photo: P. Anstett



Seite, eine direkt in die Stirn. Das Haar fällt in sanften Wellen, strähnig mit eingekringelten Enden, auf Rücken und Schultern. Diese treten ebenso wie die abstehenden Ellenbogen hart im Umriß hervor. Knöchern und groß liegen die sehnigen Hände quer über der Brust. Schlüsselbeine, „Adamsapfel“, Rückgrat, Taille, Leisten und der etwas aufgedunsene Leib zeugen von dem Bemühen, das Anatomische des Körpers in jener bestimmten Leidensphase zu erfassen.

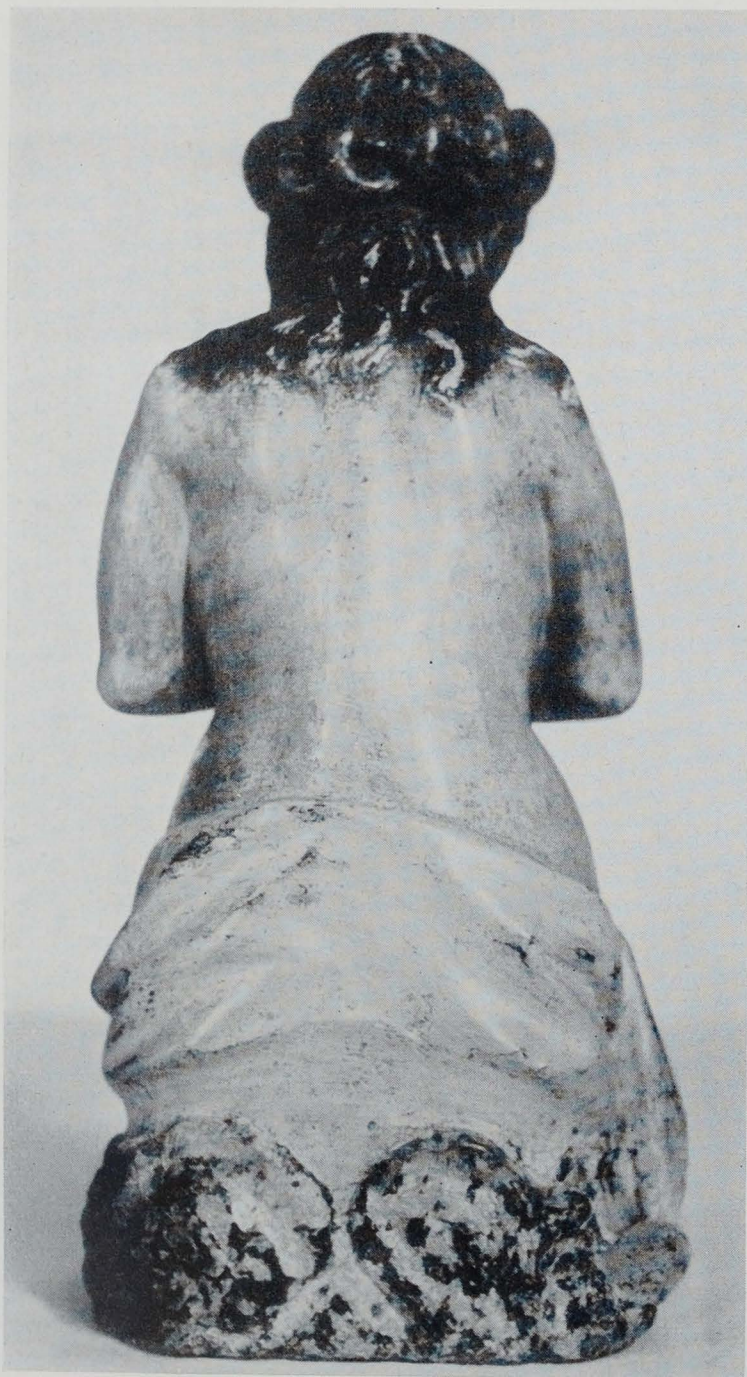


Abb. 2 Schmerzensmann, Rückseite

Photo: P. Anstett



Die ikonographische Besonderheit, die in der nach oben gerichteten Armhaltung bestand, läßt auf einen originellen Meister schließen, aber auch auf einen, der am Ende jener Zeit steht, die so reich in der Hervorbringung von Andachtsbildtypen und deren Vermischung untereinander war. Seinem ganzen Stilcharakter nach, seiner kindlich-traurigen Stimmung, die das kleine Gußsteinwerk ausstrahlt, gehört es in die Zeit des frühen 15. Jahrhunderts.



Abb. 3 Altar aus dem Dominikanerinnenkloster Adelhausen, rechter Flügel  
Augustinermuseum Freiburg



des sogenannten „Weichen Stils“. Die eckig und ein wenig scharf gewordenen Ränder des Lententuches lassen auf das Jahrzehnt zwischen 1430 und 1440 schließen.

Macht die Datierung auch keine Schwierigkeiten, so fehlt für das Einfügen in einen bestimmten, landschaftlich gebundenen Schulkreis jedwede nähere Nachricht<sup>6</sup>.

In den Klöstern am Oberrhein aber scheinen solche Bildvorstellungen zu Hause gewesen zu sein. Denn der einzige, in Charakter und Ausdrucksgehalt, wenn auch nicht genau im Typus, verwandte Schmerzensmann befindet sich auf einem Altar, der um 1460 für das Dominikanerinnenkloster Adelhausen in Freiburg gemalt worden ist<sup>7</sup>. Auf seinem rechten Flügel sind Thomas von Aquin, Petrus Martyr und Dominikus zu sehen, denen Christus, wenn auch mit nach unten gekreuzten Armen, so doch im ganzen in einer sehr verwandten Darstellung erscheint (Abb. 3).

Auch für den plastischen Stil unseres Schmerzensmannes können oberrheinische Bildwerke herangezogen werden. Er ist in die Gruppe um den „Meister des Frankfurter Paradiesgärtleins“ einzureihen, besonders nahe an das spielende Christkind, das aus dem Villinger Franziskanerkloster stammt<sup>8</sup> (Abb. 4). Nicht nur in Einzelheiten des Gesichtsschnitts und der Körperbildung, etwa den eckigen Schultern, auf denen der Kopf fast halslos aufsitzt, den betont großen, knöchernen Händen oder dem Einschnitt der „Taille“ über dem Leib, sind beide Skulpturen eng miteinander verwandt, sondern vor allem spricht dieselbe künstlerische Auffassung zum Thema aus ihnen: Beide Werke müssen von einem Meister stammen, der sich in die Geschichte des Herrn mit der ihm eigenen Hingabe zu vertiefen wußte, die ihn befähigte, das Paradiesische ebenso wie das Leidvolle dem Anbetenden unmittelbar vor Augen zu stellen. Diesem Meister, dessen Originalität in der Erfindung von Bildwerken immer wieder überrascht, ist auch die Bearbeitung des Kunststeingusses durchaus zuzutrauen, der ebenso wie Alabaster als Material am Oberrhein im frühen 15. Jahrhundert sonst nicht weiter nachzuweisen ist<sup>9</sup>.

Mit dem Schmerzensmann, den man sich ursprünglich in einer tabernakelbegründeten Nische, zur privaten Andacht und persönlichen Verinnerlichung des Mitleidens aufgestellt denken muß, etwa im Kreuzgang eines Klosters, vergrößert sich die Gruppe um den oberrheinischen „Meister des Frankfurter Paradiesgärtleins“ auf fünf Bildwerke<sup>10</sup>. Auch mit den beiden Berliner Reliefs verbinden Einzelheiten, wie die Haarsträhnen, oder der etwas zaghafte Zug um den Mund, dort bei dem toten Christus und dem hl. Joseph. Vor allem aber charakterisiert diese ganze Gruppe die gleich nahe, kindlich-märchenartige Erzählergabe, die in dieser Eindringlichkeit in der deutschen Plastik um 1400 nicht wieder erreicht worden ist.

<sup>6</sup> Aus dem Kunsthandel, jetzt Freiburger Privatbesitz.

<sup>7</sup> Freiburg, Augustinermuseum, Inv. Nr. 11 505. Für die freundliche Überlassung des Photos danke ich Herrn Direktor Dr. Gombert.

<sup>8</sup> I. Geisler: Oberrheinische Plastik um 1400, Berlin 1957, S. 14 ff. Kat. Nr. II, 5. Alabaster.

<sup>9</sup> Vgl. Geisler: a. a. O. S. 56, Anm. 52

<sup>10</sup> Geisler: a. a. O. S. 44, Kat. II, 4 Christus von einem Engel aus dem Grabe gehoben, Relief, Berlin.  
Kat. II, 6 Heilige Familie, Relief Berlin.  
Kat. II, 7 Sitzende Muttergottes, Straßburg, Frauenhaus.





Alabaster, Höhe 22 cm

Abb. 4 Christkind im Paradiesgärtlein

Städt. Museum, Villingen



# Die Freiburger Kristallschleifer und der Innsbrucker Hof

Von E r i c h E g g, I n n s b r u c k

„Zu unseren Zeiten ist zu Freyburg ein gross hantierung mitt Calcedoniensteinen, darauss man paternoster, trinckgeschirr, messer hefft und vil andre ding machet. Dise stein werden in Lothringen gegraben, aber zu Freyburg geballiert.“

Dieser Bericht Sebastian Münsters in seiner Cosmographie 1567<sup>1</sup> erzählt von der Freiburger Kristallschleiferei, ihren Produkten und der Herkunft des Rohmaterials. Anton Legner hat in seiner im Schauinsland 1957 erschienenen grundlegenden Arbeit „Freiburger Werke aus Bergkristall“ zum erstenmal die Bedeutung der Freiburger Halbedelsteinschleiferei umfassend dargestellt. In der vorliegenden Arbeit soll durch urkundliche Belege aus dem Landesregierungsarchiv in Innsbruck die Bedeutung dieses Kunsthandwerks für den landesfürstlichen Hof in Innsbruck, dem Freiburg mit den Vorlanden unterstellt war, vorgeführt werden. Dabei werden zur Erreichung einer gewissen Vollständigkeit auch die bereits von Patzaurek<sup>2</sup> und Legner aus diesem Archiv publizierten Urkunden erneut angeführt.

Der Bezug des Kalzedons aus Lothringen wird durch die von Legner (Seite 179) erwähnte Herkunft des Freiburger Kristallschleifergewerbes aus Lothringen (Saarbrücken, welche Stadt dem Herzog von Lothringen zuständig war) bewiesen. Die Bergkristalle kamen aus der Zentralschweiz (Uri bis Luzern; Legner, Seite 175). Die Schweiz ist heute noch durch ihren großen Reichtum an Bergkristallen bekannt. Aber auch in Tirol gab es in den Zillertaler und Ötztaler Alpen reiche Kristallvorkommen. Einige Notizen aus der Zeit Kaiser Maximilians I. sollen diese Kristallsuche in Tirol bekräftigen<sup>2a</sup>:

1500 läßt der König „ainem paurn von Telfes (Stubaital), so der kgl. Maj. ain perkhwerch von cristalln pracht hat“, einen Gulden verehren. 1500 läßt er „ainem paurn von Flaurling (bei Telfs im Oberinntal) für ainen grannatstain“ einen Gulden geben. 1502 gibt der König dem Jägerknecht Hans Kurz den Auftrag, „im künfftigen sumer ainen praunen cristallen zu suchen und seiner Majestät zu bringen. Wo er daz nit tut, so ist er ain or verfallen.“ Hoffentlich hat der Jägerknecht den Rauchtöpsel gefunden und damit den Verlust seines Ohres vermeiden können.

Im 16. Jahrhundert haben die Freiburger in Schwäbisch Gmünd anscheinend eine Konkurrenz gehabt, denn Sebastian Münster meldet, daß

Abkürzung: Jb. = Jahrbuch der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses Wien, römische Zahl bedeutet den Band.

<sup>1</sup> Sebastian Münsters Cosmographie, Basel 1567, S. DCCCXV.

<sup>2</sup> Gustav Patzaurek, Edelsteinschliff im Mittelalter, Belvedere IX, Wien 1950, S. 145–194.

<sup>2a</sup> Jb. I, Regest 250; Jb. III, Regest 2570, 2578.



dort „zu unsern zeiten ein gross gewerb sei, do von Christallinen Augstain und beinen paternoster gemacht werden, daraus jährlich etlich 1000 Gulden erlösst werden“<sup>3</sup>.

Die Freiburger Steinschleiferei hatte schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts am Innsbrucker Hof Erzherzog Sigmunds einen guten Ruf und wurde immer wieder mit Aufträgen versehen. 1474 lieferte Stefan Notenstein von Freiburg dem Erzherzog 26 Herzen von Jaspis, Blutstein und Kalzedon, wahrscheinlich als Geschenksartikel, die der Erzherzog gern der Weiblichkeit verehrt haben dürfte<sup>4</sup>. 1478 kaufte der Erzherzog von Michel Heß zu Freiburg sechs „serpentein schalen“ um fünf Gulden<sup>5</sup>. 1489 lieferte Jos Schenk von Freiburg „ettlich calcidonien hefft zu credenzmessern“ um sechs Gulden<sup>6</sup>. Auch die Paternoster (Rosenkränze) aus Kalzedon waren sehr beliebt. So befand sich im Nachlaß des Pfarrers Hans Prager in Flaurling 1478 „ein calcedonien Paternoster mit einem Agnus Dei“<sup>7</sup> und die Erzherzogin Eleonore schenkte 1480 der Äbtissin des Klosters Sonnenburg (bei Bruneck) einen „kalzedonien paternoster“<sup>8</sup>. 1485 kaufte der Hof bei Hans Knaus, Wirt zu Jerusalem (wohl der Name seines Gasthauses) ein „schachzabl (Schachspiel) mit calcidonien gestain“<sup>9</sup>.

Auch Kaiser Maximilian I., seit 1490 Landesherr von Tirol und den Vorlanden, hatte viel für Kristallarbeiten übrig. Er ließ sogar 1498 in Innsbruck eine Werkstatt für einen in Hofdiensten stehenden „K r y s t a l l - s c h n e i d e r C a s p a r“ errichten und befahl der Kammer, dem Meister dazu 20 Gulden vorzustrecken<sup>10</sup>. Damit wird zum erstenmal ein Kristallkünstler im Hofdienst in Innsbruck erwähnt. Dem Kristallschneider oblag der künstlerische Schmuck und Schliff der Kristallgefäße, während die Schleifer in Freiburg zu dieser Zeit wohl nur den Schliff der ersten Form besorgten. Meister Kaspar dürfte ein in Burgund geschulter Schwabe gewesen sein, denn er nennt sich in einem Gesuch selbst „Casper kristalenschnider balier“. (Schneider statt Schneider dürfte auf seine schwäbische Herkunft weisen.) Er berichtet in seinem Gesuch um den erwähnten Vorschuß: „das ich kan arbeiten aus den stain was ain ander kan aus dem stain pringen, mag er sein wer der will. Dan ich will mich miner arbeit nit beschemen, si kum für kinig, fürsten, graufen, es sei schachzagal, pret, stoczkin oder pecher, lefel, salzfass nicht ausgenumen, das doch aus dem stain miglich ze machen ist.“

Mit dem Schatz seines Schwiegervaters Karl von Burgund hatte Maximilian diesen Zweig des Kunsthandwerks schätzen gelernt. Ein Prunkstück des Burgunderschatzes ist der im Kunsthistorischen Museum Wien erhaltene burgundische Hofbecher aus Bergkristall. Meister Kaspar in Innsbruck dürfte eine Reihe von Arbeiten für den Hof geliefert haben. Ob einer der mittelalterlichen Kristallkrüge im Kunsthistorischen Museum Wien von seiner Hand stammen könnte, ist eine Frage, die wenigstens einer Überlegung wert wäre. Im Nachlaß Kaiser Maximilians im Innsbrucker Schatzgewölbe werden 1524 und 1532 „ain dicks cristallins drinckgeschirr in verguldung mit ainem wappen am fuess

<sup>3</sup> Sebastian Münster, aaO., S. DCCCXLVIII.

<sup>4</sup> Jb. XX, Regest 18. 215.

<sup>5</sup> Jb. XXI, Regest 18. 364.

<sup>6</sup> Jb. XXI, Regest 19. 205.

<sup>7</sup> Jb. XXI, Regest 18. 380.

<sup>8</sup> Jb. XXI, Regest 18. 625.

<sup>9</sup> Jb. XXI, Regest 18. 890.

<sup>10</sup> Jb. I, Regest 490; Jb. II, Regest 581.



und ain schach mit seinen stainen, alles von cristallin, in vergult silber gefasst“ erwähnt<sup>11</sup>. Wenn diese Arbeiten nur in ihrer Rohform vielleicht freiburgisch waren, so erweisen sich im gleichen Inventar „ain große calcidonien schal mit vergultem fuess und ain schaid mit ainem credentzmesser von calzidan heften, silbrein und vergult“ wegen des Materials als sichere Freiburger Werke.

Auch für König Ferdinand I. (1519—1564) sind Freiburger Beziehungen bekannt. 1544 verlieh er dem Steinpolierer Hans Schör (Scher) von Freiburg das Privilegium, von der Bruderschaft der Steinpolierer befreit zu sein, weil er „mit der hollen arbeit der cristallischen drinckgeschirr, auch calcedonier und jaspis für all andere, die sich gleichwol der enden zu Freyburg des stainpalierens gebrauchten, in sondere erfahrung und schicklichkait komen, das er damit im werck, so er uns zu ersehen fürbracht, künstlich und für wessenlich befunden wirdet“<sup>12</sup>. Er wird also als Hersteller künstlerisch gestalteter Gefäße bewußt von der alle gewöhnlichen Steinpolierer umfassenden Bruderschaft befreit. Im Nachlaß der 1547 gestorbenen Gemahlin König Ferdinands, Anna von Ungarn, befand sich ein „cristallener leffl mit ainem golden still“<sup>13</sup>.

Ihre Blütezeit erreichte die Freiburger Kristallschleiferei in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die an kunstgewerblichen Stücken und an deren Sammlung in Kunstkammern besonderes Interesse hatte. Erzherzog Ferdinand II. (1564—1595), der der bedeutendste Kunstsammler seiner Zeit war, hatte am Kristallgerät seine besondere Freude. 1573 kaufte er von Hans Walch in Freiburg um 126 Gulden 30 Kreuzer „cristallinen waren“<sup>14</sup> und 1588 bestellte er beim Rat in Freiburg einen Zentner „weisse christallin stücklein“, deren Verwendung allerdings nicht bekannt ist<sup>15</sup>. Er schrieb am 14. November 1588 an „Burgermaister und Rath der Statt Freyburg: Wir haben Eur unss vom Achten diss gagenwurtigen Monats zuegethanes schreiben sambt dem Centner mit weissen cristallin stücklein wol empfangen und geraicht unss solliche Eur so fürderliche zuefertigung angeregts Cristalls zu gantz gnedigstem angenemben gefallen. Euch mit gnaden ersuechende, Ir wollen bey den Maistern des Ballierer Handtwerchs die verordnung thuen, dass alle sticklein cristall, so sy zu der arbeit nit gebrauchten khinden, und auss selbigen die aller clar- und weissisten für unss zusammengeklaubt und unss nach und nach zuegeschickt werden, darneben auch berichten, wass der Centen solliches Cristalls, so sonst nit zu brauchen, costet. Das raicht unss von Euch zu gnedigstem gefallen in gnaden haben zu erkennen. Und unser V. O. Camer wird sich für den unss zuegefertigten Centen Cristall mit den Maistern Ballierern der gebür nach vergleichen“.

Der Rat hatte bei allen Meistern des Balliererhandwerks die Stücke sammeln lassen und als Preis 8 Gulden für den Zentner festgesetzt. Am 30. Jänner 1589 berichtete Hans Georg Hauser, Oberster Meister und der Ballierer Obmann in Freiburg, an die Regierung in Ensisheim, daß die Stücklein zu kleiner Arbeit noch gut brauchbar gewesen wären, also nicht als reiner Abfall zu bewerten seien.

<sup>11</sup> Jb. II, Regest 1511, 1895.

<sup>12</sup> Jb. XI, Regest 6661.

<sup>13</sup> Jb. V, Regest 4525.

<sup>14</sup> Kunstsachen III, 46, Landesregierungsarchiv Innsbruck.

<sup>15</sup> Kunstsachen III, 46, Landesregierungsarchiv Innsbruck.



Besonderes Augenmerk widmete, wie allgemein bekannt ist, Kaiser R u - d o l f II. der Kristallararbeit. Er beschäftigte die berühmten Mailänder Kristallschneider Miseroni am Prager Hof. Dort erhielt auch der deutsche Kammeredelsteinschleifer Caspar Lehmann 1609 das Privileg für den Glasschnitt, indem er als erster die bisher dem Kristall vorbehaltenen Schnitttechnik auf das damals in Böhmen aufkommende Glas übertrug<sup>16</sup>. 1603 ersuchte der Kaiser den Tiroler Landesfürsten Erzherzog M a x i m i l i a n d e n D e u t s c h m e i s t e r (1602—1618), den Siegel- und Wappensteinschneider J o h a n n M o l v e n t e r , Bürger zu Freiburg und Eisenschneider an der Münze in Ensisheim, nach Prag an seinen Hof zu schicken, „da er ihn zu sonderbaren Kunstsachen brauche<sup>17</sup>“. Molventer war dann 1604/05 tatsächlich am kaiserlichen Hof tätig. 1605 schrieb er von Prag an den Erzherzog, daß er für den Kaiser „Instrumenta und das vertraut diamantisch geschirr (wohl Kristallgeschirr)“ zur Zufriedenheit gemacht habe, aber wegen Geldmangels und des Drängens seiner Familie nicht mehr länger in Prag bleiben wolle. Der Kaiser schuldete ihm für seine fünfvierteljährige Tätigkeit 1704 Taler und 50 Kreuzer. Zahlen war immer eine schwache Seite Kaiser Rudolf II. gewesen. Molventer, der den Namen der Freiburger Kristallschleifer am Kaiserhof neben den Italienern würdig vertreten hatte, kehrte wahrscheinlich wieder in seine Heimat zurück.

Der auf Maximilian folgende Tiroler Landesfürst Erzherzog Leopold V. (1619—1652) hatte selbst als prunkliebender Herrscher lebhaftes Interesse an Kristallararbeiten. Er hatte 1625 von dem Goldschmied H a n s G e o r g A m s l e r in Freiburg „vier christallinen geschirrlein von mailändischer Art (davon zwei in Gold gefaßt) um 200 Gulden und ein geschnitten schälein (in Gold gefaßt) um 59 Gulden“ anfertigen lassen<sup>18</sup>. Da Hans Georg kurz nach der Vollendung der Arbeit starb, forderte sein Bruder Martin Amsler, Goldschmied in Altkirch, 1626 dafür die Bezahlung. Der Hinweis auf Mailand beweist, daß Amsler dem damaligen Zeitgeschmack gemäß zu arbeiten verstand.

Am Innsbrucker Hof stand schon seit 1619 der aus Passau stammende Kristall- und Glasschneider H a n s T a n n b e r g e r (Tonberger) im Dienst des Erzherzogs<sup>19</sup>. Er hatte 1624 eine Reise nach Passau unternommen, war aber wegen der dort herrschenden „sterben leuff“ (Epidemie) erst verspätet wieder nach Innsbruck zurückgekehrt und mußte mit der Hofkammer um die volle Auszahlung seines Jahresgehältes streiten. Sein Gesuch um die Verleihung einer freiwerdenden Stelle in Niederhaus in Passau 1625, die ihm die Übernahme seiner dortigen zwei „kleinen hausweslein“ (Häuschen) erlaubt hätte, wurde abschlägig entschieden. Dafür gab ihm der Erzherzog 1625 einen Auftrag für Kristallgeschirr. Tannberger legte eine erhaltene Entwurfzeichnung vor.

Die Regierung berichtete darüber am 5. Dezember 1625 an den Erzherzog: „Von dem Glasschneider Hannsen Tannberger ist beiliegennder Abriss Eur hochfr. Dt. zuetzeschickhen eingehendndigt (worden), mit vermelden, dass Ime aus F r e y b u r g zwo dergleichen Cristallinen Schallen, dann der andern

<sup>16</sup> Ignaz Schlosser, Das alte Glas, Braunschweig 1956, S. 150.

<sup>17</sup> Jb. XVI, Regest 14. 544, 14. 580, 14. 581.

<sup>18</sup> Jb. XVII, Regest 15. 047, 15. 116.

<sup>19</sup> Kunstsachen I, 1585, 1584, 1522, 1096, 1184, 959; dazu gehört die Zeichnung Kunstsachen I, 1679, jetzt bei Kunstsachen I, 1585, Landesregierungsarchiv Innsbruck.



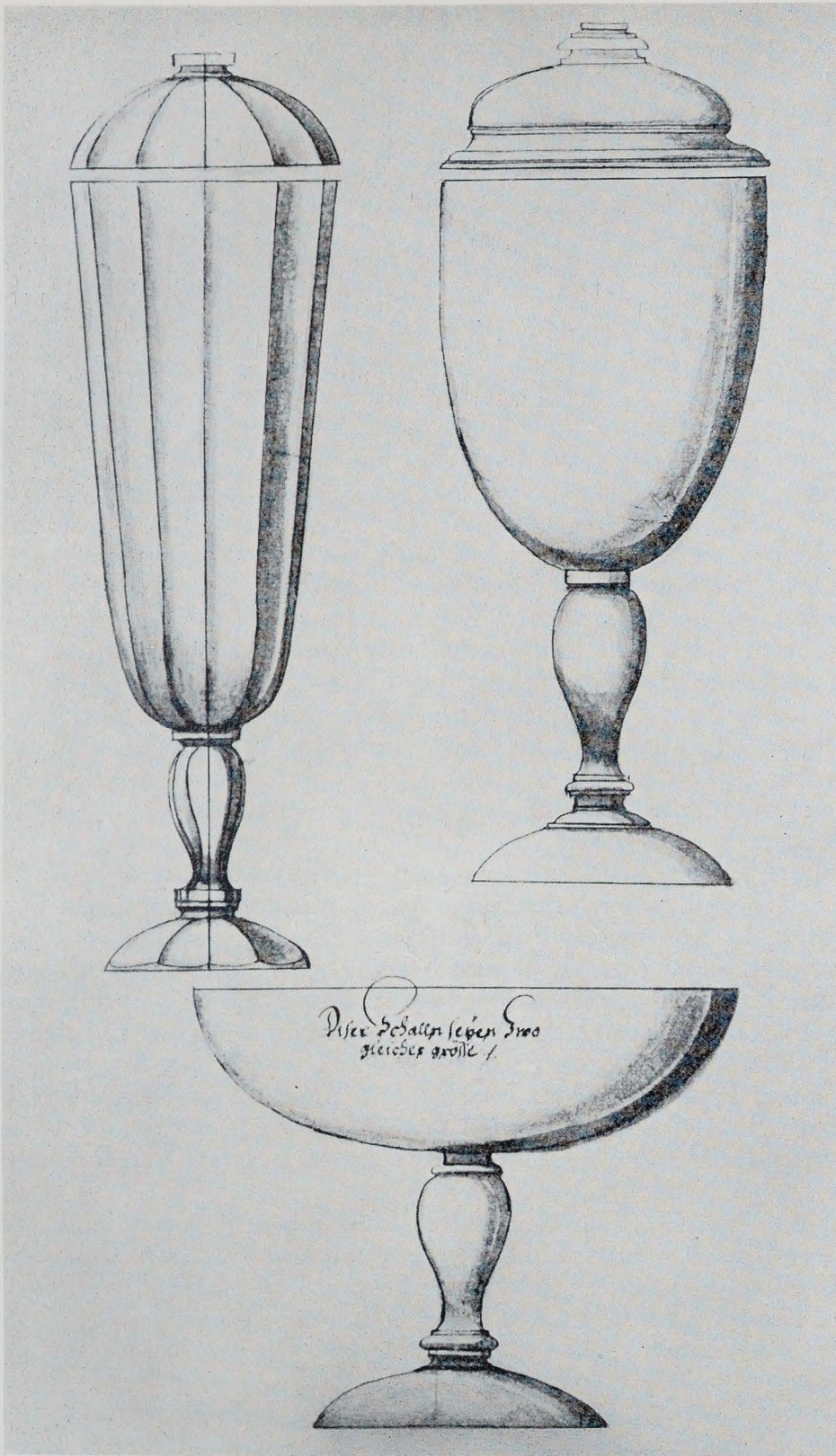


Abb. 1 Entwurf zu zwei Pokalen und zwei Schalen aus Bergkristall für Erzherzog Leopold V.  
Von Hans Tannberger in Innsbruck 1625

(Kunstsachen I, 1585, Landesregierungsarchiv Innsbruck)



glessen eines jeden nur ain, und in allem vier stuckh zuekhomen seyn.“ Der Erzherzog wurde um eine Entscheidung gebeten. Als Preis wurden für das glatte Glas 45 Gulden, für das „eckhete“ 40 Gulden und für beide Schalen zusammen 60 Gulden verlangt. Es handelte sich nach der beigelegten Zeichnung (Abbildung 1) um zwei Deckelpokale (einer davon vieleckig) und zwei Schalen, alle mit flachkugeligen Füßen und Balusterschäften. Die Pokale und Schalen waren in Freiburg geschliffen worden und sollten von Tannberger dekoriert werden. Die Zeichnung zeigt, daß der häufig für Böhmen beanspruchte Kristallschliff in Freiburg eine Konkurrenz hatte und in Innsbruck mit Hans Tannberger auch ein Glas- und Kristallschneider ansässig war, der den künstlerischen Dekor besorgte, eine Kunstgattung, die man in dieser frühen Zeit bisher ebenfalls nur am Prager und Münchner Hof beheimatet glaubte. Da Tannberger nicht nur Kristall-, sondern auch Glasschneider war, ist für Innsbruck wenige Jahre nach den ersten Glasschnittarbeiten Kaspar Lehmanns in Prag (1609) ein Meister dieses neuen Kunsthandwerks bezeugt.

Tannberger war seit 1625 an der Hoftafel mit der täglichen Reichung von einer Maß Wein und zwei Semmeln beteiligt und erhielt außerdem einen Monatssold von 10 Gulden. Als ihm 1627 aus Ersparnisgründen die Hoftafel entzogen und der Gehalt auf jährlich 100 Gulden gekürzt wurde, erklärte er 1629 als alter Mann damit nicht leben zu können und drohte mit seiner Kündigung. Der Streit wurde aber nicht mehr ausgetragen, denn um 1630 starb der Meister. Seine Brüder Stefan und Urban Tannberger mußten mit dem Nachlaß eine größere Schuldenlast übernehmen und baten den Erzherzog um Bezahlung der Apotheker- und Begräbniskosten in der Höhe von 45 Gulden und 41 Kreuzern.

Sie wollten ihm dafür die beiden letzten unbezahlten Arbeiten Hans Tannbergers kostenlos überlassen: „das Christalen, zwar nit gar ausgemachte bild Unser lieben Frauen Hilf und das gantz ausgemachte Stuckh, darinnen ein Crucifix neben den zwayen Schächern, wie auch darundter unser lieben Frau und S. Anna.“ Daraus ergibt sich, daß Hans Tannberger ein wirklicher Künstler des Kristallschnittes war, der auch Reliefs zu schneiden verstand, wieder ein Beweis, daß der künstlerische Kristallschnitt nicht nur am Prager Hof beheimatet war. Auf Tannberger folgte scheinbar der aus Freiburg zugewanderte Kristallschneider G e o r g D e c k, der bis 1645 in Innsbruck erwähnt wird (Legner, Seite 177, Anmerkung 31). Als letzter Kristallschneider am Innsbrucker Hof wird 1660 H a n s G e o r g D e c k genannt<sup>20</sup>. Dann wurde mit dem Aussterben der tirolischen Regentenlinie 1665 der Innsbrucker Hof aufgelöst.

Immerhin hat die Freiburger Kristallschleiferei zusammen mit künstlerisch begabten Kristallschneidern in Freiburg und am Innsbrucker Hof durch 200 Jahre eine bedeutende Rolle gespielt. Die Kristallschneider Kaspar und Hans Tannberger dürften in ihrer Zeit einen guten Namen gehabt haben. Die spätere Unkenntnis über die Werke ließ auch ihre Namen in Vergessenheit geraten.

Am Schluß sei noch eine mit größter Wahrscheinlichkeit der Freiburger Kristallschleiferei zuzuweisende Arbeit erwähnt. Das Tiroler Landesmuseum besitzt einen Löffel (Inventarnummer GO 211), dessen Stiel aus Elfenbein und geschliffenen Kristallstücken besteht. Er stammt aus der zweiten Hälfte des

<sup>20</sup> Hofpfennigmeister Ampt Coppei Raittung 1660, f. 86, Landesregierungsarchiv Innsbruck.



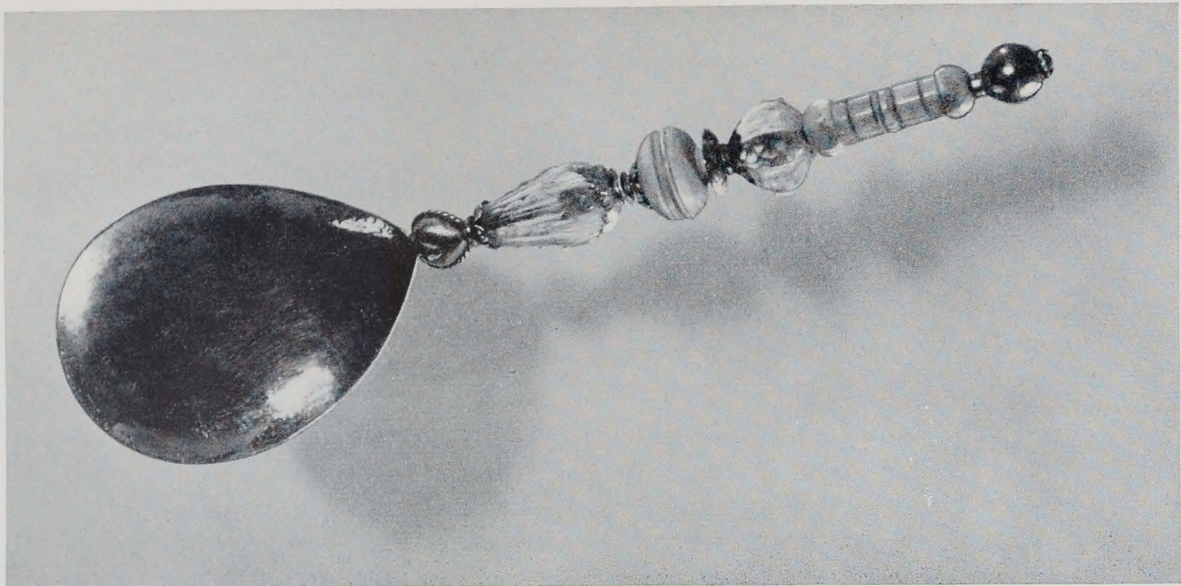


Abb. 2 Löffel, Silber, vergoldet, mit Elfenbein und Kristallstücken am Stiel.  
Angeblich aus dem Besitz der Philippine Welser, Freiburg, um 1570/80

(Tiroler Landesmuseum, Innsbruck, Inv. Nr. GO 211)

16. Jahrhunderts und soll angeblich der Gemahlin Erzherzog Ferdinands II., Philippine Welser, gehört haben (Abbildung 2). In Tiroler Adelsbesitz befanden sich damals zahlreiche solcher Kristallbestecke. Im Nachlaß des Kanzlers Wilhelm Biener 1651 waren sechs „schön kristallen, mit silber eingefasste Löffel und eine Schale aus Kristall“, die seine Gattin Elisabeth von Hauenstein aus Freiburg als Hochzeitsschatz mitgebracht hatte<sup>21</sup>. Im Inventar des Freiherrn Jakob Trapp auf der Churburg (im Vintschgau) 1563 werden ein „alter dollich mit ainem cristalen hefft und eine alte Credentzcheiden mit zwei Mössern, haben cristalen höffter“ erwähnt<sup>22</sup>. Im Katalog der Versteigerung der Sammlung Thewalt bei Lempertz in Köln 1903 werden in den Nummern 1411, 1416, 1426 und 1439 Bestecke des 16. und 17. Jahrhunderts mit Kristallgriffen beschrieben und abgebildet, die als typische Freiburger Arbeiten anzusehen sind<sup>23</sup>.

<sup>21</sup> David Schönherr, Gesammelte Schriften, Band II, Innsbruck 1902, S. 264.

<sup>22</sup> Oswald Graf Trapp, Ritter Jakob Trapp auf Churburg, Schlernschriften 127, Innsbruck 1954, S. 66, 81.

<sup>23</sup> Versteigerungskatalog der Sammlung Thewalt, bei Lempertz, Köln, 1903.



# Die Schicksale der Textilfabriken in den säkularisierten Breisgauer Klöstern

Von Franz Josef Gemmert

Genau zur selben Zeit, in der die Wogen der Säkularisation das Leben und Wirken der Klöster und Stifter zum Erlöschen und diese selbst in die Hand des Staates brachten, drangen auch die Wellen der Industrialisierung über unser Land herein, wo besonders auf den Südhängen des Schwarzwalds und am Hochrhein die Baumwollverarbeitung als Hausgewerbe stark verbreitet und zu einer der stärksten Erwerbsquellen für die Bevölkerung geworden war. Gerade dieser Gewerbebezweig war es, der als erster in der Organisationsform der Fabrik betrieben wurde, nachdem die Engländer Spinnmaschinen erfunden und besonders Richard Arkwright, der Vater des modernen Fabrik-systems, im Jahre 1771 zu Cromford bei Manchester die erste mechanische Baumwollspinnerei errichtet hatte. Sein Erfolg — er wurde geadelt und Millionär — lockte weithin zur Nachahmung und Verbesserung seiner Einrichtungen, und es waren die Gebiete rechts und links des Ober- und Hochrheins, die mit ihren geübten Textilwerkern und zahlreichen Wasserkräften besonders günstige Voraussetzungen für die Einführung des Fabrik-systems boten. Die bisher gewohnte Wirtschaftsform des Verlags als dezentralisierten Großbetriebs, wie ihn besonders der Oberzoller und später geadelte Kilian in Waldshut und auf dem Hotzenwald führte, wandelte sich zur Fabrik als Zentralbetrieb, in welcher die Grundsätze der Arbeitsteilung und des Kraftantriebs erfolgreich angewandt werden konnten. Es kam nun den Unternehmern sehr zustatten, daß zur selben Zeit etwa die großen Baukomplexe der Klöster mitsamt ihren Hilfsbetrieben billig feilgeboten wurden und der Staat krampfhaft nach neuen Erwerbsmöglichkeiten für die arbeits- und brotlos gewordenen, früher von den Klöstern lebenden Bevölkerungskreise suchen mußte.

So ist es also zu erklären und zu verstehen, daß vielerorts ehemalige Klöster die ersten Fabriken beherbergten, die eben meist baumwollverarbeitende Spinnereien oder auch Webereien waren. Hierzu gehören im Breisgau, nach der Entstehung zeitlich geordnet, das Franziskanerinnenkloster zu Säkingen, die Benediktinerabtei St. Blasien, das Zisterzienserinnenkloster Günterstal und die Propstei St. Margareten in Waldkirch. Ein ähnliches Vorhaben für St. Peter konnte wegen der ungünstigen Lage nicht ausgeführt werden<sup>1</sup>.

In den benachbarten Gebieten wurden unter anderen im Dominikanerkloster auf der Insel zu Konstanz<sup>2</sup> und im Kloster St. Gallen Baumwollfabri-

<sup>1</sup> Trenkle, Geschichte der Schwarzwälder Industrie. Karlsruhe 1874, S. 275. Dasselbe wird auch über Allerheiligen berichtet.

<sup>2</sup> 125 Jahre Gabriel Herosé 1812—1957, Konstanz 1957. Ferner: Dietz, Die Gewerbe im Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1865, S. 499.



ken eingerichtet. Andererseits ließen sich in den breisgauischen Klöstern Ettenheimmünster<sup>3</sup> und Wonnental<sup>4</sup> Zichorienfabriken und im Kapuzinerkloster Waldshut eine Vitriolfabrik<sup>5</sup> nieder, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob es sich wirklich um Fabriken des neuen Systems gehandelt hat.

Hat von den Stiftern des Breisgaus die ehemalige Fürstabtei St. Blasien zweifellos als größtes und bedeutendstes die erste Stelle eingenommen, so konnte sie diese auch als industrielles Unternehmen behaupten, denn sie war nicht nur eine der ersten Textilmaschinenfabriken des Reichs, aus der eigentlich erst die Spinnerei hervorgegangen ist, sondern hat auch — im Gegensatz zu den übrigen Klosterbetrieben — mehr als ein Jahrhundert Bestand gehabt. Gothein bezeichnet sie als die erste moderne Fabrik des neuen Großherzogtums<sup>6</sup>.

Bevor wir zur Darstellung der Einzelschicksale unserer Klosterfabriken übergehen, dürfte es zweckmäßig sein, einen kurzen Rückblick auf die technische Entwicklung der Spinnerei und Weberei zu werfen. Die erste brauchbare Spinnmaschine mit 8, später 80 und mehr Spindeln konstruierte Hargreaves in den 1760er Jahren und nannte sie Jenny. Sie besorgte das Ausziehen und Drehen der Fasern sowie das Aufwickeln des Fadens durch Handantrieb mit Hilfe eines hin und her gehenden Spindelwagens und konnte nur weiche und gröbere Schußgarne herstellen. Etwa zur gleichen Zeit baute Arkwright eine wagenlose Maschine, die imstande war, hartgedrehte Garne in fortlaufender Lieferung, statt der ruckweisen der Jenny, zu spinnen: die Throstle oder Trossel. Da sie gewöhnlich durch Wasserkraft angetrieben wurde, nannte man ihr Erzeugnis Water. Wenig später kombinierte Crompton die beiden Systeme zur Mulejenny oder Mule (Maulesel), die sehr feine Garne spinnen konnte. Bei ihr erfolgten anfangs einzelne Arbeitsgänge durch Hand-, die übrigen durch Kraftantrieb, bis es 1825 Roberts gelang, durch seinen Selfaktor oder Selbstspinner alles mechanisch ausführen zu lassen. Die Trossel, eine Flügelspinnmaschine wie das Handspinnrad, entwickelte sich seit 1852 zur hochleistungsfähigen Ringspinnmaschine.

Die schnelle Entwicklung der Spinnmaschinen war eigentlich veranlaßt durch die Erfindung des Schnellschützens und der Wechsellade, wodurch die Leistung des Handwebers gewaltig gesteigert worden war. 1785 erfand Cartwright den mechanischen Webstuhl, der aber erst mit Anfang des 19. Jahrhunderts langsam eingeführt wurde.

## Säckingen

Von den in dieser Reihe untersuchten Klöstern war das der Franziskanerinnen zu Säckingen als erstes, und zwar schon 1782 durch die Josefinischen Verordnungen aufgehoben worden. Ursprünglich innerhalb der Stadtmauer gelegen, hatte es im Dreißigjährigen Krieg schwer gelitten und wurde dann 1655 vor der Stadt neu erbaut<sup>7</sup>.

Am 9. Juni 1784 erwarb der „Baumwollenfabrikant“ Johann Georg Grob aus Wattwil im Toggenburg dieses Nonnenkloster bei Säckingen nebst Ge-

<sup>3</sup> Kürzel, Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster. Lahr 1870, S. 165.

<sup>4</sup> Engelbert Krebs, Stift Wonnentals letzte Jahre und Ende. Schauinsland 59/1912, S. 92—94.

<sup>5</sup> Birkenmayer-Baumhauer, Geschichte der Stadt Waldshut. Waldshut 1927, S. 209.

<sup>6</sup> Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds. Straßburg 1892, S. 715.

<sup>7</sup> Malzacher, Geschichte von Säckingen. Säckingen 1911, S. 176 und 201.



bäuden innerhalb der Mauern und Grundstücken um 400 Louisdor (= 4000 Gulden) und nahm dort mit Frau und Kindern sowie seinem mitgebrachten ansehnlichen Vermögen seinen Wohnsitz. Er wurde Bürger der Stadt Säckingen und kaiserlicher Untertan. In der Klosteranlage richtete er eine Baumwollspinnerei, eine Baumwolltücherweberei und eine Musselinfabrik ein, für welche er einheimische Arbeitskräfte selbst anlernte. Nach einem Bericht vom März 1789 hatte sich das Geschäft gut entwickelt und sollte noch weiter ausgebaut werden.

Nachdem Frankreich die Einfuhr von Baumwollwaren verboten hatte, war ein großes Absatzgebiet verlorengegangen. Aber auch Österreich war durch ein Textileinfuhrverbot gesperrt, selbst für die eigenen Vorlande, und so versuchte Grob, eine Genehmigung für Warenlieferungen nach Wien zu erlangen. 1790 erlaubte die dortige Regierung die Einfuhr aus Vorderösterreich, doch wurde sie denselben Zollsätzen unterworfen wie die ausländischen Güter.

Grob versuchte diese Schwierigkeiten zu umgehen, indem er sich mit seinen Arbeitern nach Wien begab und dort eine Musselinfabrik einrichtete. In Säckingen hatte er zuletzt meist nur gewöhnliches Baumwolltuch angefertigt. Seine dort verbliebenen Angehörigen betrieben im Kloster einige Baumwollwebstühle weiter, doch konnte dies nicht mehr als Fabrikbetrieb gelten.

Im Jahre 1792 kehrte Grob an den Hochrhein zurück, um dort wieder einen Betrieb zu eröffnen, durch den er seine privilegierte Musselinfabrik in Wien zu fördern trachtete, starb aber schon im Sommer und hinterließ Frau und zwei Töchter in einer nicht ganz unbedenklichen Lage.

Am 21. Januar 1793 konnte der Magistrat von Säckingen an die Regierung in Freiburg melden, daß die Witwe Grob die Spinnerei ziemlich stark betreibe und diese als einigermaßen blühend bezeichnet werden könne. Zudem würden in Heimarbeit gegen 50 Weber beschäftigt. Zum Bleichen sei die Klosteranlage bequem, da sie über etwa 5 Jauchert<sup>8</sup> Gelände verfüge.

Anderthalb Jahre später wurde berichtet, daß sich das Unternehmen nicht merklich vergrößert habe, jedoch hat die älteste Tochter inzwischen den Heinrich Bürgin aus dem Zürichbiet geheiratet, der es erweitern möchte<sup>9</sup>.

Diese Hoffnungen scheinen sich jedoch nicht erfüllt zu haben, denn Ende Oktober 1794 verzeichnen die Akten<sup>10</sup>, daß die beiden Schweizer Jakob Höhn und Johann Gattiker unlängst von den Erben Grob das Klosteranwesen nebst Zubehör gekauft haben. Sie wollen darin eine neuartige Handspinnmaschine aufstellen, die aber erst im Bau sei.

Die Kunde, daß in der Waldstadt eine Spinnmaschine mit einer Vielzahl von Spindeln — man sprach von 100 — betrieben werden soll, rief sofort den heftigen und zähen Widerstand der großenteils vom textilen Hausgewerbe lebenden Hotzenwälder hervor, die sich in ihrer Existenz bedroht fühlten. Die beiden Schweizer verteidigten sich nicht ungeschickt, zeitweise vom Magistrat unterstützt, und gingen bis zur letzten Instanz, dem Kaiser.

Sie führten zunächst u. a. ins Treffen, daß sie das Kloster von den Groben so gekauft, wie diese es vom Staat erworben hätten, um darin unter k. und k. Schutz und Schirm eine Baumwollenfabrik anzulegen. Ohne dies hätten sie

<sup>8</sup> 1 Jauchert = 1 Morgen = 36 Ar.

<sup>9</sup> GLA 97 Aktenabt. Säckingen Fasc. 218.

<sup>10</sup> Desgl. Fasc. 219.



nie gekauft, und wenn die Regierung das ihnen von den Verkäufern zur Garantie gegebene Instrument entkräfte, so behielten sie sich vor, ihr das Anwesen zurückzugeben und Schadenersatz zu fordern.

Bei den weiteren Verhandlungen mit den staatlichen Stellen spielt dann ein Privilegium exclusivum vom 6. Mai 1790 eine wichtige Rolle, welches von Kaiser Leopold II. dem Peter Lorenz Rubini Grafen von Walterstein auf zehn Jahre für eine neuartige Streich- und Spinnmaschine erteilt worden war, auf welcher man Florettseide, Flachs, Baum- und Schafwolle zu Garn verarbeiten könne. Sie solle hundert Fäden zugleich spinnen und zur Bedienung nur eines einzigen, auch blinden Menschen bedürfen sowie „zur Richtung der Fäden“ eines 9—10jährigen Kindes. Das Ausschließungsrecht soll jedoch erlöschen, wenn der Inhaber des Privilegiums nicht innerhalb eines Jahres nach Erteilung die Maschinen errichte und während seiner Laufzeit im Betrieb halte. Die Eigentümer anderer als der im Patent beschriebenen Maschinen sollen im Besitz und Gebrauch derselben nicht beeinträchtigt werden.

Da von den vorderösterreichischen Behörden die „politischen Rücksichten“ für schwerwiegender erachtet wurden als die Bestimmungen des Waltersteini-schen Privilegiums, das ohnehin mehr für die inneren Erblande zugeschnitten erscheine, ist es nicht zu verwundern, daß das Hofdekret vom 27. März 1795 schließlich die Einführung der von Höhn und Gattiker geplanten Maschine in den Vorlanden verbot. Von einer Anwendung des schon außer Gebrauch gekommenen Privilegiums von 1790 könne keine Rede sein<sup>11</sup>.

Damit war der Kampf um die Einführung der Spinnmaschine in Vorderösterreich vorläufig beendet und diese Fabrik in Säckingen tritt in das Dunkel der Geschichte zurück. Zur selben Zeit lief die 1784 vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz privilegierte Maschinenspinnerei im deutschen Cromford schon mehr als zehn Jahre mit großem Erfolg<sup>12</sup>. Der Siegeszug der Maschine war auch in Österreich nicht mehr lange aufzuhalten.

### St. Blasien

Unter Fürstabt Martin II. Gerbert (1764—1795) hatte die in der Mitte des zehnten Jahrhunderts begründete Benediktinerabtei ihre zweite Hochblüte erlebt, die ihren äußeren Ausdruck in den großartigen Bauten von M. d'Ixnard gefunden hatte. Die Aufhebung der altherwürdigen Reichsabtei traf praktisch nur ihren liegenden Besitz, denn die Klostersgemeinde wanderte unter Mitnahme von Bibliothek und Kunstschatz sowie den Särgen der Habsburger 1807/08 nach Österreich aus, wo sie seit 1809 in St. Paul in Kärnten die Tradition St. Blasians fortsetzt.

Um die Mitte desselben Jahres trafen unabhängig voneinander zwei Schweizer Mechaniker in St. Blasien ein, um in den leerstehenden Baulichkeiten gewerbliche Betriebe einzurichten: Heinrich Düggli (Duggly) und Johann Georg Bodmer, beide aus Zürich.

Bodmer kam am 26. Juli mit einer ganzen Wagenkolonne voll Maschinen, Werkzeugen und Hausrat, um eine Fabrik für seine selbstkonstruierten Spinnmaschinen anzulegen, wozu ihm am 11. September die Erlaubnis erteilt wurde.

<sup>11</sup> Desgl. Fasc. 219a.

<sup>12</sup> Gemmert, Die Entwicklung der ältesten kontinentalen Spinnerei. Leipzig 1927.



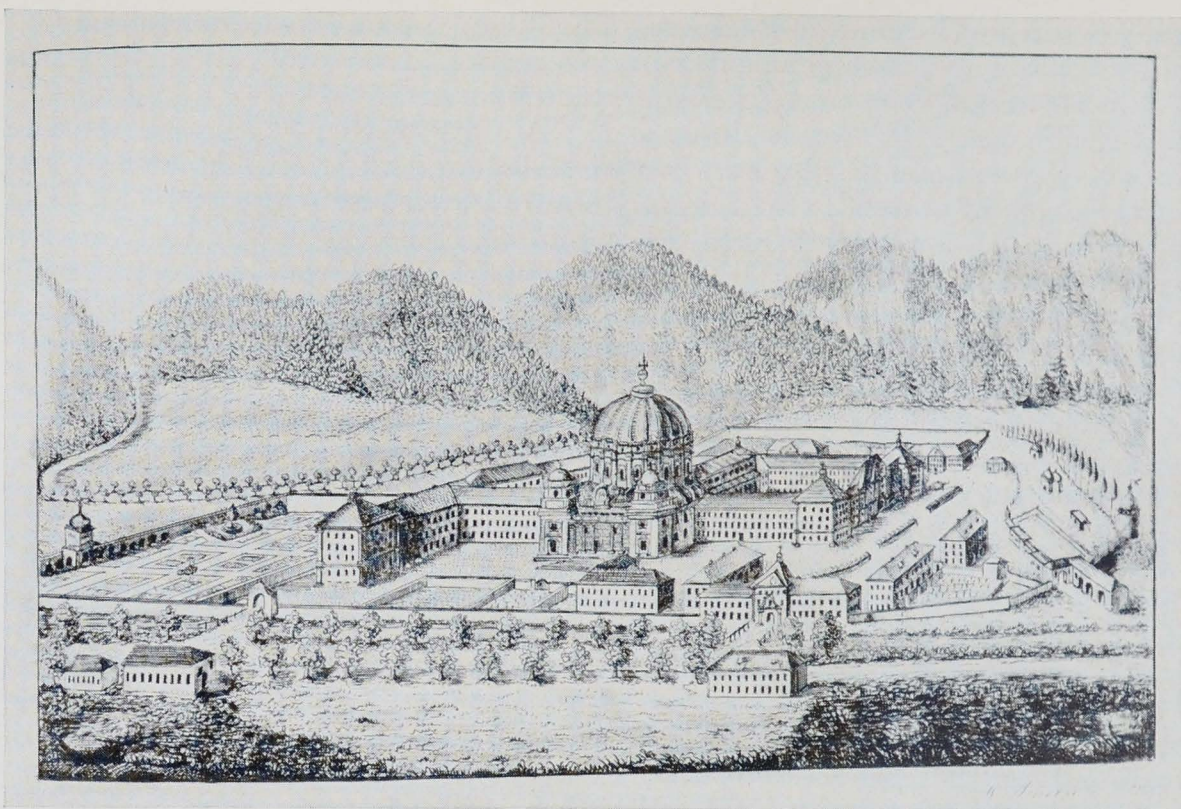


Abb. 1 Ansicht des Stiftes St. Blasien auf dem Schwarzwald

Lith. von J. M. Schermer

Düggli schloß am 15. Januar 1810 einen Pachtvertrag auf zehn Jahre über den Süd- und Westflügel des Konventsgebäudes, u. a. zur Anlage einer Gewehrfabrik. Er hatte zuvor in solchen Betrieben in England, Lüttich, Versailles, Mutzig und Spandau gearbeitet und besaß einen Auftrag der badischen Regierung auf Lieferung von 6000 Gewehren zu 15 fl. und 200 Paar Pistolen zu 11 fl. Die aus der Mutziger Fabrik geholten Facharbeiter mußte er jedoch schon im Februar auf Intervention der französischen Regierung zurückschicken, so daß damit seine Fabrik zum Erliegen kam und er sich in die Heimat zurückzog.

Bodmers Beziehungen zum Kloster St. Blasien sollten dagegen sehr viel enger, wichtiger und dauernder werden. Am 6. Dezember 1786 in Zürich geboren, kam er in die Lehre zum Maschinenbauer Mesmer in Hauptwil (Thurgau) und machte 1804 seine erste Erfindung, eine Art Schraubenräder. 1805 baute er eine Tabakschneidmaschine und im folgenden Jahr eine Dubliermaschine, seine erste Leistung auf dem Gebiet des Textilmaschinenbaus. Er kehrte in seine Heimatstadt zurück, um Hans Caspar Escher, dem Begründer von Escher, Wyss & Co., bei der Einrichtung einer Baumwollspinnerei zu helfen. 1807 eröffnete er zu Küsnacht am Zürichsee eine eigene Werkstatt, die er nun nach St. Blasien verlegte und mit 30 Mann eröffnete. Es waren: 1 Schreiner mit 6 Gesellen und 3 Lehrlingen, 1 Drechsler mit 1 Gesellen und 3 Lehrlingen, 1 Schlosser mit 2 Gesellen und 4 Lehrlingen, 1 Spinner, 1 Mühlenmacher mit 2 Gesellen, 1 Nagler, 1 Gießer und 1 Zeugschmied, wovon 12 Ausländer waren, die er wohl mitgebracht hatte.

Im Oktober 1809 hatte sich die Arbeiterzahl schon verdoppelt, hauptsächlich aus dem Kreis der einheimischen Bevölkerung, denn es sind nur 4 Ausländer hinzugekommen.



Bald darauf schickte die Regierung den Hofrat Langsdorf, Professor der angewandten Mathematik und Mechanik in Heidelberg, nach St. Blasien mit dem Auftrag, die neue Fabrik zu besichtigen und darüber zu berichten. Er war außerordentlich beeindruckt sowohl von den nach Bodmers eigenen Ideen gebauten Maschinen und Einrichtungen zur Herstellung der Spinnmaschinenteile, wie von der Organisation der Arbeit und der schöpferischen Persönlichkeit des Unternehmers. „Alles geschieht schnell unter seiner Ausführung und bald wird sich das Großherzogthum rühmen können, eines der größten Künstlertalente zu besitzen.“ Besonders gepriesen wird Bodmers Kanneliermaschine (zum gleichmäßigen Rillen der Streckwerkszylinder), die Zahnrad-Teil- und Fräsmaschine und die neuartige Antriebskette aus Holz und Leder, welche nicht nur an den Spinnmaschinen (statt Saiten), sondern auch zur Kraftübertragung in die oberen Stockwerke Verwendung findet. „Schon mehr als 70 Arbeiter spielen einander in die Hände; alles kommt in der erforderlichen Vollkommenheit aus einer Hand in die andere, und zuletzt gänzlich ausgebildet zur Zusammensetzung des Ganzen.“ Wir haben also bereits einen Fabrikbetrieb im modernen Sinne vor uns.

Im Jahre 1810 wurde Bodmer von Freunden nach Paris gerufen, weil seine kaiserlichen Patente in Gefahr waren. Zur selben Zeit hatte man dort seine vor zwei Jahren erfundene Hinterladerkanone, ein Zwölfpfünder, vorgeführt und ihm einen Posten bei der Artillerie angeboten, den er aber ausschlug. In Paris trat er mit dem kaiserlichen Hofmechaniker Karl Albert in Verbindung, der neben seinem Spinnereibetrieb ebenfalls Spinnmaschinen baute und nun Bodmer finanziell unterstützte.

Inzwischen gab es in St. Blasien, zum Teil durch die mangelnde Aufsicht, Schwierigkeiten, und Schweizer Gläubiger aus der früheren Periode sowie auch inländische belegten Maschinen und Habe Bodmers mit Beschlag. In dieser Not nahm er außer Albert auch noch den Forstmeister Gerer aus St. Blasien und den Karlsruher Hofbankier David Seeligmann als Teilhaber auf und gründete mit ihnen am 6. November 1810 eine Aktiengesellschaft „Société St. Blaise oder St. Blasische Gesellschaft“ mit 20 Aktien zu je 5000 rhein. Gulden. Die Einlage Bodmers wurde vorläufig mit 20 000 fl. bewertet<sup>13</sup>. Die Hauptfabrikation soll in Spinn- und anderen Maschinen bestehen, jedoch sollen einige Serien zu Vorführungszwecken in Gang gesetzt, also auch die Baumwollspinnerei selbst betrieben werden.

Die Geschäftsführung teilte man wie folgt auf:

1. Das „Artistische“ leiten Bodmer und Albert;
2. das „Merkantilistische“ besorgt Seeligmann durch seinen Stellvertreter;
3. die „Aufsicht über die Hauptcassa und das Ökonomische im Allgemeinen“ führt Gerer, soweit es ihm sein Amt erlaubt.

Albert sollte außerdem den Absatz in Frankreich (mit einer Provision von 3 Fr. für jede verkaufte Trosselspindel und 1,50 Fr. für jede Jennymule-spindel) und die Beschaffung oder Verlängerung der französischen Patente für alle Bodmerschen Spinnerei-Erfindungen übernehmen.

Die Regierung stellte die neue Gesellschaft von der Grund-, Vermögens- und Häusersteuer frei, lediglich eine mäßige Gewerbesteuer von höchstens 50 fl. jährlich sollte entrichtet werden. Die Ausfuhr von Maschinen und Fa-

<sup>13</sup> Albert und Gerer wollten je 2, Seeligmann vorläufig 5 Aktien übernehmen.



brikaten würde nicht den gewöhnlichen Zöllen unterworfen. Keinem ihrer Fabrikarbeiter würde gestattet, binnen der ersten zehn Jahre in andern inländischen Fabriken Arbeit aufzunehmen, alle neuen Erfindungen würden auf zehn Jahre patentiert. Außerdem erhielt die Gesellschaft das Bier- und Wein-Ausschankrecht, das Back- und Metzgerrecht für ihr Personal.

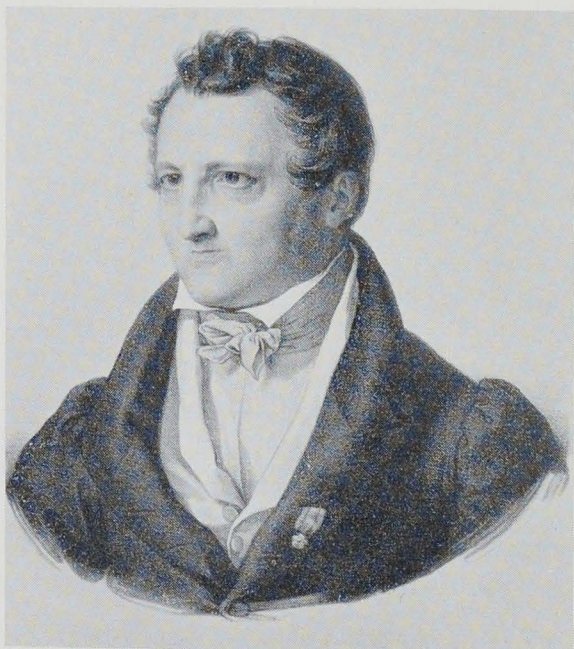


Abb. 2 David Seeligmann (Freiherr von Eidthal)

Nach einem Stich von Winterhalder  
Lith. von J. Velten, Karlsruhe

Am 19. Januar 1811 erhielt Seeligmann als Hauptaktionär das ganze Konventsgebäude mit Ausnahme des Nordflügels sowie die Klostermühle pachtweise zur Verfügung gestellt. Außerdem überließ man ihm das Kupfer des Klosterkirchendachs zum „wahren Wert“, aber erst in vier Jahren zahlbar. Das Bezirksamt hatte die in der Abtei verstreut wohnenden Leute im Nordflügel unterzubringen.

Im endgültigen Pachtvertrag vom 19. November 1811 kamen noch einige Nebengebäude hinzu, und nach Ablauf der auf zehn Jahre bemessenen Pachtzeit durfte der ganze Besitz um 25 350 fl. übernommen werden, aber lediglich zum Betrieb der Maschinenfabrik und Spinnerei.

Über den Zustand der Fabrik im Juni 1812 liegt der Bericht des Freiherrn von Fahrenberg vor, den das Innenministerium zu diesem Zweck

nach St. Blasien entsandt hatte<sup>14</sup>. Sie habe ihr Aufblühen in erster Linie dem Hinzutreten des Bankiers Seeligmann zu verdanken. Ohne die Spinnerei beschäftigte sie 154 Personen, darunter 36 Lehrlinge. Neu eingerichtet wurden ein Hammerwerk und eine Schleiferei, die Dreherei ist auf das Dreifache vergrößert und für die Kraftanlage hat man neu einen Wasserkanal mit einem 1½ Millionen Kubikfuß fassenden Reservoir angelegt, so daß jetzt 48 PS gewonnen werden.

Die Spinnerei in der früheren Mühle beschäftigt an mehreren tausend Spindeln über 100 Kinder, die durchschnittlich 15 Kreuzer im Tag verdienen. Für je etwa 20 Spindeln einschließlich der Vorbereitungsmaschinen ist ein Kind notwendig. Zum Reinigen der Baumwolle werden ältere Arbeitskräfte angesetzt. Es sei auch die Anlage einer großen Mulespinnerei (neben der Wasser- oder Trosselspinnerei) und einer Weberei vorgesehen<sup>15</sup>.

Die Lehrlinge werden beim Eintritt neu gekleidet und erhalten dieselbe Verpflegung wie die Meister und Gesellen. Für 500 Personen sind Speise- und Schlafsäle eingerichtet worden. Ein Geselle verdient durchschnittlich 1 fl. im Tag ohne die Kost, Meister und Akkordarbeiter kommen bis auf 3 fl. Die

<sup>14</sup> Die Baumwollenspinmaschinen-Fabrik und Baumwollenspinnerei des Bankiers Seeligmann in St. Blasien und deren Einfluß auf den Schwarzwald, in Karl Heinrich Freiherr von Fahrenberg und Georgius, Magazin für die Handlung, Handelsgesetzgebung und Finanzverwaltung Frankreichs und der Bundesstaaten. Nürnberg 1815 Bd. IV Heft II S. 54—76.

<sup>15</sup> Sie kam über Versuche nicht hinaus.



jährlichen Betriebsausgaben belaufen sich jetzt schon auf 160 000 fl., eine Summe, die das Stift selbst in seiner Glanzzeit nie in Umlauf gesetzt habe. Die Lehrlinge werden in ihrer Freizeit in Religion und Zeichnen unterrichtet; der Lehrer ist sonst als Fabrikschreiber tätig.

Als Vorzüge der Bodmerschen Maschinen gegenüber den englischen rühmt Fahnenberg

1. die Anwendung der neuartigen Ketten,
2. eine Vorrichtung zur Verminderung der Fadenbrüche und
3. Kratzentamboure ganz aus Papier, in Frankreich patentiert, welche sich nicht verziehen wie die hölzernen.

An Maschinen seien bisher u. a. 2600 Spindeln an den Fabrikanten Buhl in Ettlingen<sup>16</sup> und ins ehemalige Kloster Günterstal eine ganze Trosselspinnerei samt Wassertriebwerk geliefert worden.

Mag man auch die Berichte der Regierungsbeauftragten in manchen Punkten für leicht übertrieben halten, so ist an der Tatsache nicht zu rütteln, daß Bodmer eine Persönlichkeit von außerordentlicher technischer und organisatorischer Begabung war, die bei uns bedauerlicherweise noch kaum gewürdigt worden ist und es verdient, daß man sich näher mit ihm beschäftigt. Mit der technischen Leitung des St. Blasier Unternehmens beauftragt, das auch die von Düggli kurz betriebene Waffenherstellung wieder aufgenommen hatte, mag er zeitweise besonders dieser sein Hauptinteresse zugewandt haben<sup>17</sup>. Er trat in den Dienst des Großherzogs als Artilleriehauptmann und Inspektor des Artillerieparks, außerdem wurde er Generaldirektor der staatlichen Eisenwerke, als welcher er Verbesserungen an Hochöfen durchführte. Im Winter 1816/17 bereiste er fünf Monate lang England kreuz und quer, besichtigte dort annähernd 100 Betriebe verschiedenster Art und zahlreiche öffentliche Anstalten, tätigte dabei auch Einkäufe für die Fabrik in St. Blasien — Luftöfen und Stahl für die Münze — und notierte sich in seinem Reisetagebuch mehrfach, was ihm von dem Gesehenen als zur Anwendung im Schwarzwald nützlich erschien<sup>18</sup>.

Nachdem der Forstmeister Gerer 1820 verstorben und Bodmer wohl anderweitig gebunden und abgefunden war — von Albert hören wir nichts mehr —, dürfte die Gesellschaft ihr Ende gefunden haben. Bodmer verließ 1822 nach dem Tode seiner Frau Anna geb. Schultheß, die ihm sechs Kinder geschenkt hatte, St. Blasien und kehrte nach der Schweiz zurück. Seine Tätigkeit im Schwarzwald hatte sich nicht nur auf die Einrichtung und Verbesserung der Spinnmaschinen und dazugehörigen Vorwerke beschränkt, sondern er hatte auch Gewehre und Bajonette neu konstruiert, die Wasserkraftanlagen verbessert und sogar eine Tellerspülmaschine sowie eine kleine Bahn für den Essentransport von der Küche zu den Tischen im Speisesaal gebaut. 1824 ging er wieder nach England, wo er viele Erfindungen machte und 1826 in Bolton eine eigene Baumwollspinnerei errichtete. Da ihm das Klima nicht gut bekam,

<sup>16</sup> 1812 errichtete Franz Buhl mit seinen beiden Söhnen und dem Karlsruher Bankier Meerwein eine Baumwollspinnerei. Die Gebr. Buhl gehörten 1856 zu den Mitgründern der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei Ettlingen, der ersten und ältesten Spinnerei-Aktiengesellschaft in Baden.

<sup>17</sup> An Bodmers Kanonenbau soll Seeligmann 20 000 fl. verloren haben. — In einem amtlichen Schreiben vom 15. 5. 1811 wird Bodmer zweimal als Rittmeister erwähnt.

<sup>18</sup> So z. B. ein Luppenhammer, der für die Gegend Bonndorf—Grafenhausen wichtig sein könnte, dann für Albrück eine Einrichtung, mittels stationärer Dampfmaschinen die Holz- und Kohlenfahren leichter über die Berge zu bringen. Das Lancaster-Schulsystem, eine Art Hilfsschule, studierte er genau, da es für den Schwarzwald nützlich sein könnte. Johann Georg Bodmer und sein Tagebuch von 1816/17, her. v. Helen und Paul Schoch-Bodmer. Zürich 1956.



kehrte er von 1829 bis 1835 wieder auf das Festland zurück, machte zunächst eine Kur in seinem Heimatland, richtete dann in Münster im Elsaß wieder eine Baumwollspinnerei ein und modernisierte eine solche in Uster. Bis 1848 betätigte er sich wieder in England, machte Erfindungen, verbesserte Maschinen und Einrichtungen auf allen möglichen Gebieten und war oft weit seiner Zeit voraus. Er wurde daher oft nicht verstanden und konnte auch keine Reichtümer sammeln. Von 1848 bis 1860 war er in Wien beim Bau der Eisenbahnen tätig und kehrte dann nach Zürich zurück. In der Werkzeugfabrik seines Schwiegersohns J. F. Reishauer hatte er dann noch Gelegenheit, Werkzeuge und Werkzeugmaschinen zu erfinden und zu verbessern, die unter dem weltbekannten Namen Reishauers vertrieben wurden. Von ihm gebaute Gewindebohrmaschinen waren noch bis gegen 1900 in der Züricher Fabrik in Betrieb. Am 29. Mai 1864 starb er in seiner Vaterstadt.

Nach Bodmer trat der Freiherr David von Eichthal in den Mittelpunkt des Unternehmens. Es war niemand anders als der Karlsruher „Hofagent und Fabrikbesitzer in St. Blasien“ Seeligmann, dem wir schon begegnet sind. Als Sohn des aus Leimen bei Heidelberg stammenden Aaron Elias Seeligmann (1747—1824), der 1814 vom König Maximilian I. Josef von Bayern in den erblichen Freiherrenstand erhoben worden war, ist er am 15. Februar 1776 zur Welt gekommen. Mit großherzoglicher Genehmigung durfte er den Barontitel annehmen und führen, unter welchem er von da an handelte<sup>19</sup>.

Nach Ablauf des Pachtvertrags über das Klosteranwesen konnte Eichthal als Alleininhaber des Geschäfts im Jahre 1821 das Pachtobjekt samt dem Nordflügel des Konvents käuflich erwerben und nach und nach dem Komplex (bis etwa 1854) eine ganze Anzahl weiterer Nebengebäude, Hofgüter und Liegenschaften hinzufügen.

Aus dem Jahr 1821 liegen ausführliche Nachrichten über den Umfang, die Art und Einrichtung des Unternehmens vor, die uns ein anschauliches Bild desselben vermitteln. Es war wohl eines der bedeutendsten Deutschlands und kann gewiß als Musterbeispiel eines Industrierwerks seiner Zeit angesehen werden.

Beschäftigt wurden 800 Arbeiter und Meister, darunter 200 Kinder unter 15 Jahren, alles Badener. Die jährliche Lohnsumme wird mit 120 000 Gulden angegeben. Es bestanden fünf Betriebsabteilungen, nämlich:

1. **Maschinenfabrik.** „Größte dieser Art in Deutschland, vielleicht auf dem Kontinent. Kostbarste Werkzeuge und Maschinen auch an die Großh. Münzstätte Mannheim geliefert.“<sup>20</sup> Sie arbeitete später nur noch für den eigenen Bedarf.

2. **Gewehrfabrik,** in der anfänglich Albert mit etwa 200 seiner Landsleute Gewehre anfertigte. Sie wohnten im nördlichen Konventflügel, der hiernach „Franzosenang“ benannt wurde. Eichthal übte hier die Polizeigewalt aus, 1822 wurde hierfür der Kapitän v. Althaus von der Leibgrenadiergarde bestellt. Hauptabnehmer war die badische Regierung.

3. **Eisen-, Hammer- und Schmelzwerk.** Etwa seit 1820 in Gang und 1821 noch im Aufbau begriffen.

<sup>19</sup> Genehmigung zur Titelführung in Baden vom 25. 1. 1815.

<sup>20</sup> Die Maschinen standen lange fertig in St. Blasien und trafen Ende 1819 in Mannheim ein; zur selben Zeit legte Bodmer einen „großartigen“ Plan zur Neueinrichtung des Mannheimer Münzgebäudes vor. Andererseits bezog v. Eichthal von dort um 220 fl. einen abgängigen großen Balancier für seine Maschinen- und Gewehrfabrik in St. Blasien, auf dem der Münzmeister Doell 1819 wiederum Medaillen prägen sollte. Wieland, Bad. Münz- und Geldgeschichte, Karlsruhe 1955, S. 265 ff. und 280 ff.



4. Baumwollspinnerei. „Gehört zu den ausgedehntesten des Kontinents, und ihre Wasser-, Mule- und gezwirnten Garne werden den englischen vorgezogen.“

5. Chemische Kunstbleiche für die Garne und Zwirne. Das Bleichhaus wurde nach dem Ankauf 1821 erweitert und um ein Stockwerk erhöht.

Dazu kamen die Nebenbetriebe, wie Sägmühlen, Fuhrpark, Gärtnerei, Land- und Forstwirtschaft.

Wie zu dieser Zeit das gewaltige Viereck der Klosteranlage verwendungsmäßig eingeteilt war, ergibt sich aus der nachfolgenden Aufstellung, wobei die Reihenfolge, beim Hauptportal beginnend, jeweils im Uhrzeigersinn angegeben wird:

I. Stock: Pforte, Metzgerwohnung, Nähstube, Kartoffeldörre, Baumwollmagazin, Arbeiterwohnungen (Mesnerwohnung, Sakristei, Kirche), Werkstätte für Gewehrfabrikation, Gewehr- und Ölmagazin, Zeichensaal, Feilhauerei, Mühlenmacherei, Gießerei, Tiegelmacherei, Küchengeschirrkammer, Küchenmädchen, Küchenmeisterin, Küche für Knaben und Mädchen, 2 Speisesäle, 3 Vorratskammern für Küche und Fabrik, Garnmagazin, Krankenzimmer, 1 Arbeiterwohnung, Bäckerei, Kontor, Gipsbrennerei, Maschinenmahlerei, Pfortner.

II. Stock: Geschäftsführer, Gastzimmer, Arbeiterwohnungen (Kirche), Arbeiterwohnungen „Franzosenang“, Holz- und Eisendreherei und Schlosserei, Gewehrfabrik, Spinnerei, Schlafsaal für Knaben, Spinnmeister, Wohnung Eichthal, Jägerzimmer, Schule.

III. Stock: Gastzimmer, Arbeiterwohnungen (Kirche), Arbeiterwohnungen „Franzosenang“, Schreinerei und Schäfterei (Sattlerei), Spinnerei, Museumsgesellschaft, Arbeiterwohnungen, Zimmer für Besuche, Saalmeisterin, Schlafsaal für Mädchen.

Im Keller waren nicht weniger als sieben Wasserräder als Kraftquellen untergebracht, die durch hölzerne Kanäle aus der Alb und Steina gespeist wurden.

Für den Betrieb wurden nach Eichthals Angaben jährlich verbraucht:

2000—5000 Zentner Stab- und ebensoviel Roh- und Gußeisen,

500—600 Zentner Stahl,

mehrere 100 Zentner Metalle,

500—600 Stämme Eichen, Buchen und Tannen,

5000—4000 Zentner amerikanische Baumwolle aus französischen und niederländischen Häfen (was einer durchschnittlichen Garnproduktion von schätzungsweise 15 000 kg im Monat entsprechen dürfte).

Spinnereileiter war der geschickte Mechaniker Felix Spitz aus Menzenschwand, der vordem schon Bodmers Gehilfe und vom Baron zu selbständigen Arbeiten herangezogen worden war, sehr zum Verdruß des Erfinders.

Im Jahre 1832 ließ Eichthal für die Spinnerei im Mühlenhaus zur Verstärkung der Kraftanlage eine Turbine anlegen. Da sie aber die Erwartungen nicht erfüllte, ersetzte er sie samt dem Wasserrad vier Jahre später durch eine leistungsfähigere nach der Bauart des Franzosen Fourneyron; es soll die erste dieses Systems auf dem Kontinent gewesen sein.

1835 schenkte der Freiherr seinem Meister Spitz einen Bauplatz beim Kloster für ein Wohnhaus mit Scheuer. Das Geschäft dürfte damals noch in Flor gewesen sein, aber fünf Jahre später setzte ein Rückschlag ein, dessen



tiefere Ursachen urkundlich nicht zu erkennen sind. Es wird lediglich auf ungünstige Handelsverhältnisse verwiesen<sup>21</sup>. Eichthal wohnte immer nur im Früh- und Spätjahr in St. Blasien, sonst in Karlsruhe<sup>22</sup>. Er war angesehen wie ein Fürst, lebte aber keineswegs verschwenderisch. Solange die Museumsgesellschaft im Klostergebäude ihre Räume hatte, besuchte er regelmäßig ihre Abende und spielte dort gern Karten oder Billard<sup>23</sup>.

Am 4. April 1840 nahm Eichthal beim Handlungshaus Philipp Niklaus Schmidt in Frankfurt ein Darlehen von 600 000 fl. auf und gab dafür u. a. Grundbesitz in St. Blasien als Pfand. Inwieweit diese Verschuldung auf das Bankgeschäft zurückzuführen ist, müßte noch geklärt werden. 1843 verkaufte er der badischen Domänenverwaltung die Hammerschmiede mit allen Nebengebäuden um 101 128 fl. und suchte außerdem im nächsten Jahr um ein Staatsdarlehen nach. Die Regierung des Oberrheinkreises berichtete am 14. Januar 1845 dem Ministerium des Innern:

„Das Gerücht von einem Aufhören der Fabrik in St. Blasien ist früher schon zu unserer Kenntnis gekommen und hat uns mit Besorgnis erfüllt, da mit Bestehen oder Fallen dieser großartigen Anstalt der Nahrungsstand eines ausgedehnten Bezirks in Frage steht.“

Da die Regierung aber nichts bewilligte, schenkte Eichthal am 8. September 1845 sein gesamtes Besitztum in St. Blasien dem Ehemann seiner einzigen, 1802



Abb. 3 Das ehemalige Kloster vor dem Brand von 1874

Foto im Kollegsarchiv

<sup>21</sup> 1840 gab es in Baden 105 452 Baumwollspindeln. Die größte Spinnerei war St. Blasien mit 28 000, die sechs größten zählten zusammen 94 000.

<sup>22</sup> Über v. Eichthal siehe Fedt, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Karlsruhe 1887, S. 242, 457, 472, 477, 502, 503; ferner Braun, Memoiren des letzten Abtes von St. Peter, Freiburg 1870, S. 298.

<sup>23</sup> Die Museumsgesellschaft war von 1851 an im Haus der Witwe Spitz mit dem Recht der „Traiterie“ für ihre Mitglieder. Sie verkaufte es an Eichthals Nachfolger Grether, der es 1859 an Johann Burger verpachtete, welcher darin im folgenden Jahr die Gastwirtschaft „Zum Hirschen“ eröffnete.



geborenen Tochter Carolina als Ersatz für ihr mütterliches Vermögen. Der Schwiegersohn Josef Berckmüller war Bezirksbaumeister in Karlsruhe<sup>24</sup> und sollte mit den Hauptgläubigern eine Gesellschaft bilden mit der Aufgabe, das Fabrikunternehmen fortzuführen und dem Vorbesitzer eine jährliche Rente von 6000 fl. zu zahlen. Es beschäftigte zu dieser Zeit immerhin noch 600 Arbeiter, darunter 300—350 Kinder, die mit 10 Kreuzern täglich bei freier Station entlohnt wurden.

Schon am 15. September erfolgte die Gründung der Firma „Spinnerei St. Blasien“, an welcher Berckmüller mit  $\frac{4}{10}$ , Hofrat Dr. Friedrich Ferdinand von Kersdorf in Augsburg und Dr. med. Karl Kusel in Karlsruhe zu je  $\frac{3}{10}$  beteiligt waren. Nur die Spinnerei wurde weiterbetrieben, kam aber im Februar 1850 zum Stillstand, und am 7. Februar 1851 mußte die Gesellschaft den Konkurs anmelden. Die revolutionären Unruhen jener Jahre mit ihrem wirtschaftlichen Niedergang mögen viel zur Katastrophe beigetragen haben<sup>25</sup>. Der Baron erlebte sie nicht mehr; er war bereits 1850 verschieden.

Im Konkursverfahren wurden Schulden in Höhe von 878 393 fl. ermittelt. Die Verwertung des Vermögens ergab nur 104 396 fl., in welche sich die Gläubiger vergleichsweise teilten. Bei der auf den 11. Oktober 1852 anberaumten Versteigerung hatte v. Kersdorf 66 000 fl. für das auf rund 185 000 fl. taxierte Fabrikwesen geboten, doch wurde er von dem Augsburger Bankier J. E. Obermaier mit 87 000 fl. aus dem Felde geschlagen. Die Spinnerei umfaßte zu diesem Zeitpunkt 27 000 Spindeln.

Obermaier als Nichtfachmann nahm am 8. 6. 1853 den Fabrikanten Carl Wilhelm Grether in Schopfheim (1805—1890), der u. a. 1846 die Spinnerei Atzenbach gegründet hatte, als Teilhaber auf<sup>26</sup>. Er soll jedoch im Konsortium wenig Gehör für seine Ausbaupläne gefunden haben und übernahm dann am 1. März 1854 das Geschäft allein. Mit der Führung des Betriebs betraute er 1857 seinen Schwiegersohn Ernst Friedrich Krafft (1825—1898)<sup>27</sup>. Damit beginnt ein neuer, und zwar der längste, aber auch letzte Abschnitt in der Geschichte dieser Klosterspinnerei<sup>28</sup>.

Unter der sachkundigen Leitung Grethers und Kraffts, welcher bereits mehrere Jahre in der schwiegerväterlichen Fabrik zu Schopfheim tätig gewesen war, wurde eine gründliche Reorganisation des inzwischen veralteten Betriebs in Angriff genommen. Zunächst kam die Verstärkung der Kraftanlagen durch den Bau einer neuen, mehrere Kilometer langen Wasserzuleitung an die Reihe (1860). 1861 erhielt die Fabrik auf der Landesausstellung in Karlsruhe eine goldene Medaille für ihre Erzeugnisse. 1863 waren schon wieder etwa 500 Arbeitskräfte an 7000 Trossel- und 15 000 Mulespindeln bei Arbeit und Brot<sup>29</sup>.

Während Eichthal den inneren und äußeren baulichen Zustand des Klosters nicht wesentlich verändert hatte, griff Grether stärker in den Bestand ein.

<sup>24</sup> Berckmüller war der Sohn des gleichnamigen, 1842 verstorbenen Karlsruher Baumeisters und war in Karlsruhe geboren am 11. 12. 1800 und verstorben am 6. 4. 1879.

<sup>25</sup> Von 1856 bis 1852 war der Baumwoll- wie der Garnpreis um etwa 28 % gesunken. Ruf, Die Baumwollindustrie Badens. MDiss. Frkft. 1925, S. 117.

<sup>26</sup> Badische Biographien IV S. 160 bis 162.

<sup>27</sup> Desgl. V S. 420 bis 422.

<sup>28</sup> Grether hat nur von 1856 bis 1862 auf 18 Stühlen gewoben.

<sup>29</sup> Vgl. St. Blasien Skizzen. Das Kloster und seine Verwendung in den Jahren 1850 bis 1874, nach mündlichen Berichten. Alemannische Heimat 1936 Nr. 10. Danach hat im Juli 1870 Großherzog Friedrich I. die Fabrik besichtigt und Krafft mit dem Zähringer Löwenorden ausgezeichnet.



Er ließ zunächst das Treppenhaus zwischen Ostflügel und Franzosengang entfernen, um im Innern mehr Licht zu gewinnen. 1865/67 brach er die Zwischenmauern in allen Geschossen des Ostflügels heraus und brachte ihn gleichzeitig auf die durchgehende Breite seiner Vorbauten, wodurch er in jedem Stock einen einzigen großen Arbeitssaal erzielte, wie sie eben durch die modernen Maschinen bedingt waren. Die Spinnerei in der Mühle konnte er infolgedessen 1868 aufgeben und das Gebäude als Arbeiterwohnungen verwenden.

Zu dieser Zeit liefen 22 000 Selfaktor(Mule)- und 4000 Trosselspindeln bei einer mittleren Arbeiterzahl von 260. Fast alle Maschinen waren neuester Bauart. Der jährliche Baumwollverbrauch wird mit etwa 4500 Ballen angegeben, also beinahe 1000 Tonnen. Der durchschnittliche Tagesverdienst der Männer belief sich auf 1 fl. 12 kr., der Frauen auf 44 kr.

Um 1870 zog sich Grether zurück und überließ das Geschäft seinem tatkräftigen Schwiegersohn, der bald buchstäblich einer Feuerprobe unterworfen wurde.

Es war am 7. Februar 1874, morgens etwa 5 Uhr, als durch die Unachtsamkeit eines jungen Arbeiters beim Anzünden der Öllampen im Spinnsaal des dritten Stockwerks Feuer ausbrach. Da gerade Samstag und somit der wöchentliche Putztag war, bedeckte eine dichte Schicht Baumwollflugs Böden und Maschinen, welche den Brand mit Windeseile weitertrug. Bald griff er auch auf die in das Klosterviereck eingebaute Kirche über, die an Stelle des Kupfers mit Schindeln eingedeckt worden war. Die herrliche Kuppel stürzte

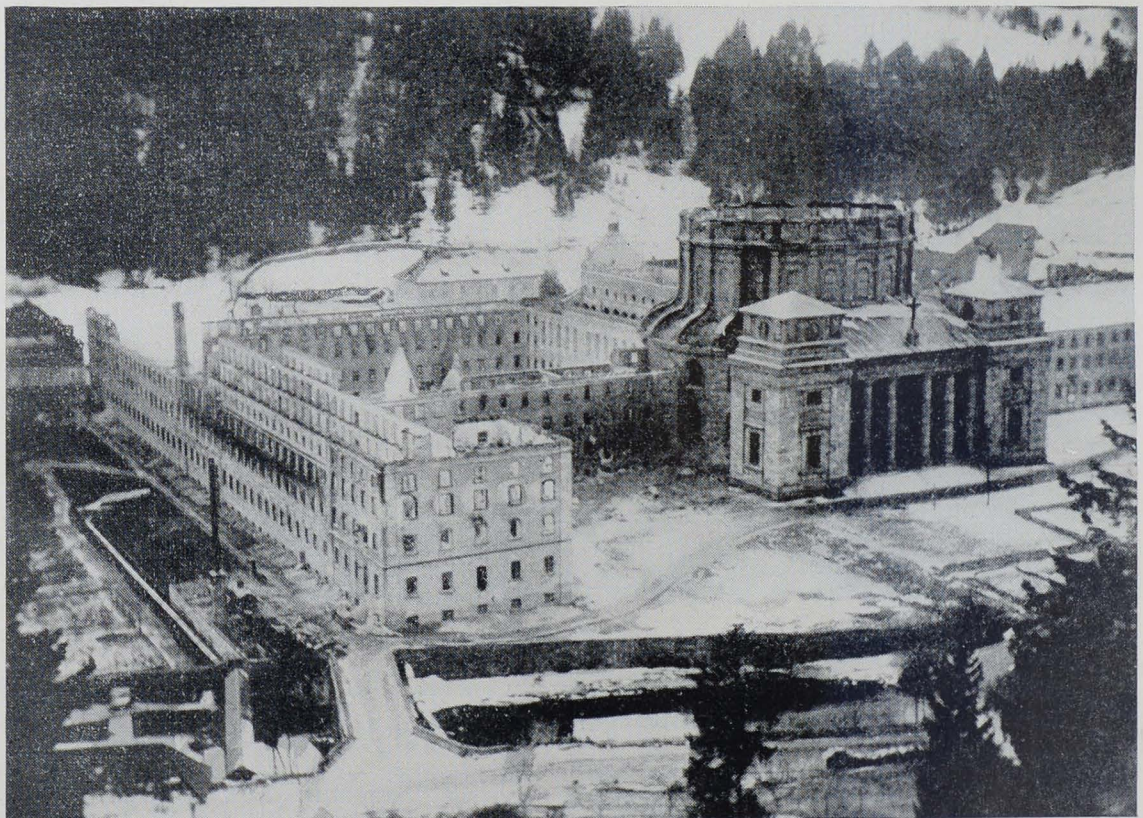


Abb. 4 Nach dem Brand vom 7. Februar 1874

Foto im Kollegsarchiv



in die Tiefe, und 6 km weit flogen die brennenden Schindeln. Bei fast einem Meter Schnee und klirrendem Frost waren die Wasserläufe fest zugefroren, so daß die Löscharbeiten sehr erschwert waren. Er gelang aber doch, auf den Dächern zwei breite Lücken zu schlagen, die den Abteiflügel retteten. Erst am andern Morgen war die Gefahr beseitigt. Die Fabrik war bis auf den Grund zerstört<sup>30</sup>.

Wohl nahm der Fabrikherr den Wiederaufbau des Werks entschlossen in die Hand, aber gegenüber den Interessen des Industriebetriebes mußten die Rücksichten auf die Erhaltung des hervorragenden Baudenkmals doch zurücktreten. Von Denkmalschutz war noch kaum die Rede.



Abb. 5 Das Kloster als Textilfabrik nach 1874

Foto im Kollegsarchiv

Den Nordflügel (Franzosengang) mit seinem Eckpavillon, auf der Kirchenfront der Klosteranlage, baute man ungefähr in den alten Umrissen wieder auf, das übrige aber niedriger als zuvor. In den Osthof setzte man zwei Baumwollschuppen, und vor dem Ostflügel wie auf dessen noch freier Grundfläche entstand ein Shedbau als Spinnereisaal für 30 000 Spindeln. Dazu kam 1875 als Wahrzeichen, aber nicht zur Zierde St. Blasii, ein 42 Meter hoher Fabrikschornstein.

Bald kam der Betrieb wieder in die Höhe, neu ausgestattet, und gab 500 bis 600 Menschen Arbeit und Brot. Ernst Friedrich Krafft gelangte zu großem Ansehen und wurde mit zahlreichen Ehrenämtern betraut. Als er 1879 in den Reichstag gewählt wurde, sprang der alte Grether nochmal für ihn ein, um ihm die Ausübung des Mandats zu ermöglichen. Er gehörte diesem Parlament

<sup>30</sup> Ein ausführlicher Bericht über den Brand in Alem. Heimat 1954 Nr. 2.



bis 1881 und wieder von 1884 bis 1890 an, dem badischen Landtag von 1885 bis 1891 und der ersten Kammer von 1895 bis 1894. Als Geheimer Kommerzienrat segnete er am 10. Juli 1898 das Zeitliche. Der Schwiegervater war ihm am 14. November 1890 vorangegangen.

Nachfolger im Werk war sein Sohn Alfred, der es 1924 seinen drei Söhnen Otto, Franz und Fritz hinterließ. Im Jahre 1922 hatte man die bisherige offene Handelsgesellschaft in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, als deren Vorstand Otto Krafft bestellt wurde. Nach der amtlichen Statistik von 1925 betrug die Zahl der Beschäftigten 252<sup>31</sup>. Anfangs der 30er Jahre enthielt die Spinnerei 22 676 Trossel- und 14 280 Selfaktorspindeln mit den erforderlichen Vorwerks- und Hilfsmaschinen. Aus drei Wasserkraftanlagen konnten normal 690 PS gewonnen werden, was aber für den ganzen Betrieb nicht ausreichte. Die Fehlmenge wurde aus dem öffentlichen Netz gedeckt, andererseits konnte aber auch reichlich Nachtstrom abgegeben werden.

Wie so viele andere Unternehmungen fiel auch die Spinnerei St. Blasien, wie sie immer noch firmierte, der Weltwirtschaftskrise um 1930 zum Opfer. Sie hatte auf ein Aktienkapital von 1,2 Millionen Reichsmark in den Jahren von 1924 bis 1927, außer dem dividendenlosen Jahr 1926, noch jeweils 6 Prozent Dividende verteilen können. 1931 unterwarf sie sich einem Vergleichsverfahren, und es wurde ein Verwalter eingesetzt. Nach Abwicklung des Verfahrens wurde im Jahre 1938 die Firma gelöscht.

Am 16. August 1935 unterzeichnete der Provinzial der Oberdeutschen Jesuitenprovinz den Kaufvertrag zum Erwerb des ehrwürdigen Klosters, der durch die Vermittlung von Dr. Hackelsberger in Öflingen zustande gekommen war, um darin ein „Kolleg“ nach dem Muster der Feldkircher Stella Matutina einzurichten. „Das Erbe des 19. Jahrhunderts war liquidiert, die Säkularisation war vorüber“<sup>32</sup>.

## Günterstal

In dem seit 1891 nach Freiburg eingemeindeten lieblichen Günterstal bestand seit 1221 ein Zisterzienserinnen-Kloster, das 1806 aufgehoben wurde und im Sommer 1807 verödete. Da die Regierung Wert darauf legte, der Bevölkerung des Dörfleins Arbeit und Brot zu beschaffen, entschloß sie sich, das Kloster zu Fabrikzwecken zu verwerten, und so schrieb unterm 30. November 1809 die Großherzoglich Badische Oberverwaltung in Freiburg „das zu einer Fabrik sehr dienliche, an einem Mühlenbach gelegene vormalige Klostergebäude“ zur öffentlichen Versteigerung am 5. Februar 1810 aus. Der erst 1781—1783 umgebaute vierflügelige Konventsbau war dreistöckig ganz aus Stein und enthielt 88 Zimmer und 150 Kreuzstöcke, 3 Küchen und 4 tiefe gewölbte Keller, die 2400 Saum<sup>33</sup> faßten. Dazu gehörten etwa 4 Morgen Garten nebst 2 weiteren Gärten im Schloßhof, 2 Morgen Ackerfeld, durch das der Bach fließt, Scheuer, Stallung und Gemüsegarten. Der Taxpreis war mit 25 229 Gulden angesetzt.

<sup>31</sup> 1906 waren es 276 und 1912 sogar 305, darunter 20 Jugendliche.

<sup>32</sup> G. Schleich S. J., Die Fabrik im Kloster im 19. Jahrhundert. Kollegbrief Weihnachten 1955, S. 4 bis 9. — Im übrigen haben hauptsächlich als Quellen gedient:

Akten GLA 175 Nr. 26, 28 und 29.

Weiss, St. Blasien, 6 Bände 1874, GLA Handschriften Nr. 494.

Schmieder, Das Benediktinerkloster St. Blasien. Augsburg 1929.

<sup>33</sup> Etwa 5200 hl.



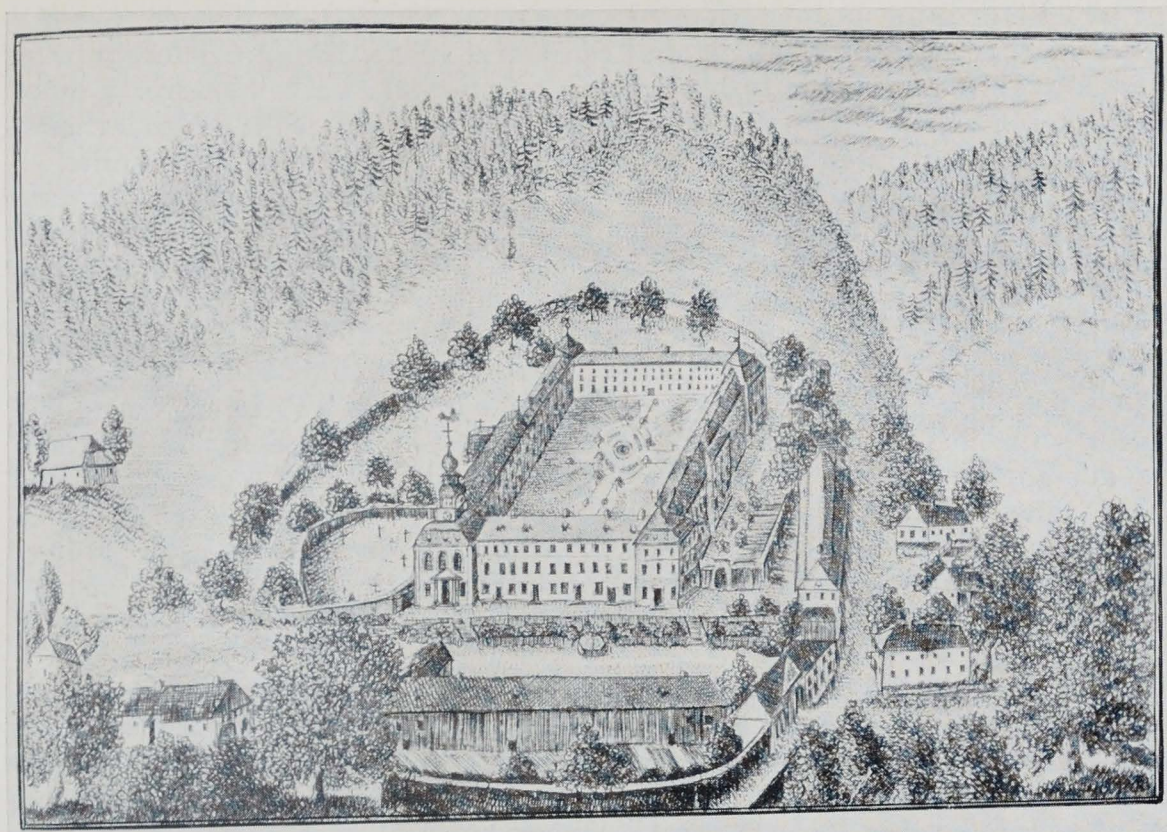


Abb. 6 Ansicht des ehemaligen Frauenklosters der Zisterzienserinnen in Günterstal bei Freiburg

Lithographie von J.M. Schermer. Augustinermuseum Freiburg

Obwohl diese Ausschreibung nicht nur in der Freiburger Zeitung<sup>34</sup>, sondern auch im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen in Gotha, im Hamburger Correspondent, im Niederrheinischen Courier in Straßburg, im Kanton Aargauischen Zeitungsblatt in Aarau, im Karlsruher Regierungsblatt, im Oberrheinischen Provinzialblatt und in der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung veröffentlicht worden war, meldete sich kein Liebhaber und hat auch kein Interessent die Objekte besichtigt. Die mangelnde Pflege hatte allerhand Schäden zur Folge, insbesondere an den Dächern, und so kam die Regierung schließlich auf den Gedanken, das Kloster zum Materialwert zu verkaufen, statt es abzubauen. Man errechnete den Wert der Baustoffe mit 5800 fl. und den des anstoßenden Klostergartens und vier weiterer Grundstücke, zusammen  $6\frac{1}{4}$  Jauchert und 5 Haufen<sup>35</sup>, mit 2505 fl., zusammen also 8305 fl., welchen Betrag man auf 8000 Gulden abrundete.

Zur selben Zeit, im Februar/März 1812, meldete sich der Kaufmann und Bankier Meerwein aus Karlsruhe beim Finanzministerium mit Kaufinteresse, schrieb aber schon am 9. März wieder ab mit der Bemerkung, daß er selbst von seiner Absicht, das Kloster zu erwerben und dort eine Baumwoll- und Leinwandweberei einzurichten, wieder abgekommen sei, es habe sich aber eine Gesellschaft gebildet, welche eine Baumwoll-Spinnerei und Weberei errichten wolle. Diese sei bereit, für den Klosterbau 2500 Gulden und für die weiter benötigten Grundstücke den ortsüblichen Preis zu zahlen.

<sup>34</sup> Nr. 200 v. 16. 12. 1809, S. 1089/90, und Nr. 10 v. 15. 1. 1810, S. 45/44.

<sup>35</sup> 1 Haufen =  $\frac{1}{12}$  Jauchert (Morgen), also insgesamt rund 24 000 qm.



Etwa gleichzeitig stellte auch der Forstmeister Gerer in St. Blasien, welcher bereits an der Maschinenfabrik und Spinnerei in St. Blasien beteiligt war, einen Antrag wegen Ankaufs des Klosters Günterstal zwecks Errichtung eines Fabriketablissemments. Es ist anzunehmen, daß er nicht weiter Minderheitsgesellschaftlicher Seeligmanns bleiben, sondern sein eigener Herr sein wollte.

Schließlich suchte am 28. Mai die Firma Friedrich Mez & Comp. in Günterstal um die käufliche Überlassung des Klosters nach und war bereit, die geforderten 8000 fl. zu zahlen. Das Handelshaus Meerwein & Co. in Karlsruhe übernahm dafür die Bürgschaft. Nach Fahnenberg<sup>36</sup> war Mez der Buchhalter Seeligmanns. Die Regierung genehmigte den Verkauf am 4. Juni, und der Kaufbrief vom 5. September 1812 legte den Kaufpreis auf 8000 fl. fest, zahlbar zu je einem Drittel sofort, zu Martini 1812 und 1813 mit 5 Prozent Zinsen. Die Käufer wurden u. a. verpflichtet, die Öffnungen vom Kloster zur Sakristei und der Kirche gut zu vermauern. Wegen Benützung der Wasserkraft und Anlage eines neuen Kanals wurden sie auf Vereinbarungen mit den Privaten verwiesen, welche schon gleich nach Aufhebung des Klosters die Mühle, Schmiede und andere Nebengebäude erworben hatten. In diesem Umstand ist auch eine der Hauptschwierigkeiten für den Verkauf des Klosters zu erblicken.

Die neuen Besitzer gingen unverzüglich daran, mit von St. Blasien gelieferten Maschinen und Wasserkraftanlagen eine Baumwollspinnerei „nach englischer Art“ einzurichten. Sie legten hierzu eine neue, 1500 Schuh (45 m) lange Wasserzuführung und ein 6 m hohes overschlächtiges Wasserrad an, das über ein inneres Räderwerk 15 Vorwerks- und 12 Feinspinnmaschinen antreiben konnte. Auch ein geräumiges Wasch- und Bleichhaus wurde hergerichtet.

Die Gesellschaft scheint mit dem Unternehmen aber kein Glück gehabt zu haben, denn schon nach wenigen Jahren, unterm 24. Juni 1817, schrieb der Bevollmächtigte der Fabrikhaber, Sprenger, im Freiburger Wochenblatt<sup>37</sup> die gesamte Fabrikanlage mit allen Maschinen, Mobilien und Gerätschaften, Gärten und Feldern zum öffentlichen freihändigen Verkauf am 18. August aus. Die bestens und solid eingerichtete Spinnerei bildete ein regelmäßiges Viereck mit dreistöckigen Flügeln und insgesamt 555 Kreuzstöcken. Sollte sich am Versteigerungstag kein Liebhaber für das Ganze finden, so würden am folgenden Tag die Objekte einzeln verkauft.

Aber erst am 18. Dezember wurde der Verkauf der ganzen Fabrik mit allen Ökonomie- und Nebengebäuden, Maschinerie und Wasserleitung zum Preis von 15 000 fl. abgeschlossen. Die Firma Mez & Comp. übergab sie den Käufern, den Gebrüdern Benedikt und Marquart von Her(r)mann aus Waldshut.

Ihr Vater Johannes Antonius Fridolin v. Hermann (1736—1796) war Landvogt der Grafschaft Nellenburg und K.K. Rat. Von seinen zahlreichen Kindern ist zunächst die Tochter Maria Constancia Salesia Waldburga Josefa zu erwähnen, geboren 1775, welche 1797 sich mit Franz Xaver v. Kilian zu Waldshut ehelich verband. Dieser hatte schon im Jahre 1812 dort gemeinsam mit ihrem jüngeren Bruder Salesius Josef Januarius (1783—1836) eine Baumwollspinnerei gegründet<sup>38</sup>, die 1817 unter der Firma Gebr. v. Hermann erwähnt

<sup>36</sup> Fahnenbergs Magazin 1815, Spinnerei St. Blasien, S. 54 bis 76.

<sup>37</sup> Nr. 61, S. 746/747.

<sup>38</sup> Trenkle, S. 250.



wird. Benedikt Heinrich Salesius war am 22. Mai 1792 in Triberg und Johann Nepomuk Sales Marquart am 5. November 1795 in Stockach geboren, und nach Übernahme des Fabrikgeschäfts in Günterstal siedelten beide nach dort bzw. nach Freiburg über, wo sie bis an ihr Lebensende verblieben<sup>39</sup>.

Die Nachrichten über die Verhältnisse des Betriebs sind leider dürftig. Lediglich Schreiber<sup>40</sup> berichtet 1825, daß er sehr viele Arbeiter beschäftigte. Die Maschinen seien in drei Stockwerken verteilt und würden durch ein einziges, in der Mitte der Fabrik angebrachtes Wasserrad angetrieben.

Vier Jahre später tritt jedoch die Günterstaler Spinnerei plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses weitester Kreise. In der Nacht vom 3. zum 4. April 1829 bricht dort Feuer aus und vernichtet sie und dazu noch die angebaute barocke Klosterkirche. Auch deren Turm stürzte mit seinen vier Glocken in sich zusammen. Das sagenumwobene Kruzifix wurde ein Raub der Flammen, während die von der Reichenau stammende Heiligblutreliquie gerettet werden konnte<sup>41</sup>.

Nachdem in der Freiburger Zeitung vom 6. April<sup>42</sup> bereits berichtet worden war, daß schon vor mehreren Wochen Brennstoffe in den Zimmern gefunden wurden und der Brand an mehreren Stellen zugleich ausgebrochen sei, so daß höchstwahrscheinlich Brandstiftung vorliege, erschien am 9. folgende

#### Öffentliche Danksagung und Aufforderung<sup>43</sup>.

Bei dem am 4. d. M. früh nach 1 Uhr in der Kirche und dem von Herrmannschen Fabrikgebäude zu Günthersthal ausgebrochenen Brand konnte es bei der Schnelligkeit, womit sich das Feuer verbreitete, und dem großen Umfang der Baulichkeiten nur der angestregtesten Thätigkeit gelingen, daß wenigstens einzelne Parthien der Fabrik und ein großer Theil der Warenvorräte und sonstiger Fahrniß gerettet, auch die Fortpflanzung des Feuers auf die benachbarten Häuser verhindert worden ist. Daß dieses bewirkt wurde, verdanken wir der schnellen Hülfe aus der Stadt Freiburg und den benachbarten Dorfschaften des Stadt- und Landamtsbezirks, auch der kräftigen Unterstützung des großherzoglichen Militärs hiesiger Garnison und der Akademiker.

Die vereinte Gemeinde Wendlingen, Uffhausen und St. Georgen hat mit ihrer trefflichen Spritze große Dienste geleistet.

Indem wir für diese menschenfreundliche Beihülfe öffentlich zu danken uns für verpflichtet halten, bemerken wir zugleich, daß wir zur Kenntniß der höhern Behörde bringen werden, welche Personen sich durch Selbstverleugnung in der Gefahr und Ausdauer bei der mühevollen Arbeit rühmlichst ausgezeichnet.

Da hiernächst alle Umstände darauf hindeuten, daß der Brand nicht zufällig entstanden, sondern gestiftet worden ist, so fordern wir hiemit Jedermann dringend auf, uns die Mittel zur Enthüllung der Wahrheit an Handen zu geben, und sichern dabei nicht nur Verschwiegenheit des Namens, wenn es verlangt wird, sondern auch eine bedeutende Belohnung zu, deren Betrag später anzuzeigen wir uns vorbehalten müssen.

Freiburg, den 7. April 1829.

Großherzogliches Stadtamt.  
Schaaff.

<sup>39</sup> v. d. Becke-Klüchtner, Stammtafeln des Adels des Großherzogthums Baden. Baden-Baden 1886, S. 192/193.

<sup>40</sup> Freiburg und seine Umgebungen. 1. Aufl. Freiburg 1825, S. 342.

<sup>41</sup> Badische Heimat 5/1916, S. 112 bis 114.

<sup>42</sup> Nr. 96, S. 475.

<sup>43</sup> Nr. 99, S. 495.



Am 13. April folgte auch eine öffentliche Danksagung des Ortsgerichts Günterstal für die Rettung der Wohnungen, Scheuern und Stallungen und des ganzen Dorfes<sup>44</sup>.

Für die Aufklärung der vermuteten Brandstiftung ließ Großherzog Ludwig eine Belohnung von 500 Gulden aussetzen, und die Gebrüder v. Hermann fügten denselben Betrag hinzu, was dann unterm 25. April dreimal in der Zeitung bekanntgegeben wurde mit dem Ersuchen an sämtliche Behörden, „gegenwärtigem die möglichste Publizität geben zu wollen!“<sup>45</sup>. Irgendein Erfolg war diesen Ausschreibungen aber nicht beschieden. Der „Brandstifter“ wurde nie entdeckt. Zwar erzählte Jahrzehnte später eine ehemalige Magd, es wären dreimal Schwefelfäden bis in den Kirchturm gelegt worden<sup>46</sup>, aber es ist auch durchaus möglich, daß das Feuer durch Unachtsamkeit in der Spinnerei entstanden ist, weil man sich eben der Gefährlichkeit der Baumwolle nicht genügend bewußt war und auch keine ausreichenden Bekämpfungsmittel zur Verfügung hatte.

Der südliche und westliche Konventsflügel waren ganz heruntergebrannt, die beiden andern bis auf den ersten Stock. Diese wurden von den Gebrüdern von Hermann wieder bis zum zweiten Geschoß aufgebaut, wobei ihnen die staatliche Baubehörde die Auflage erteilt hatte, längs der Kirche keine feuergefährdeten Gebäudeteile mehr aufzurichten<sup>47</sup>.

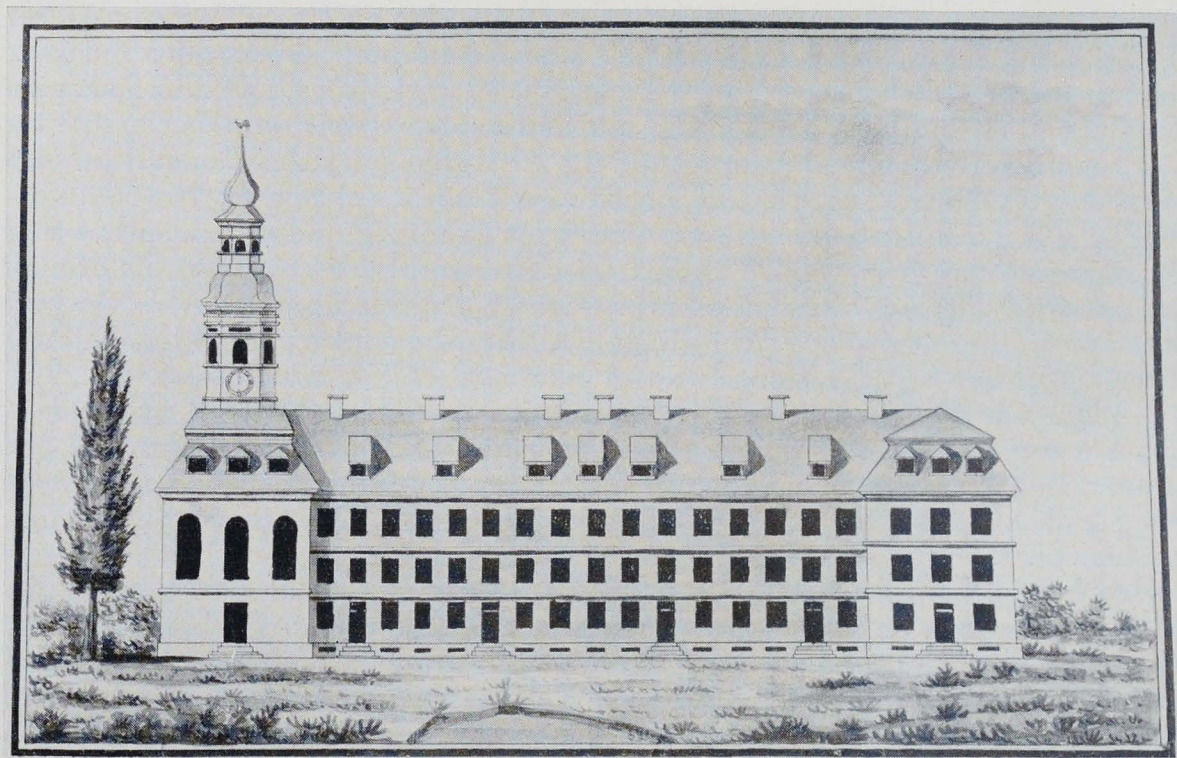


Abb. 7 Abtei Günterstal 1810

Federaquarell, Augustinermuseum Freiburg

<sup>44</sup> Nr. 112, S. 562.

<sup>45</sup> Nr. 115 v. 25. 4. 1829, S. 578, Nr. 117 und 120.

<sup>46</sup> Bürgenmaier, Der Kirchen- und Klosterbrand zu Günterstal. Breisgauer Chronik IV 1912 Nr. 1. Vom gleichen Verfasser: Der Verkauf der Klostersgüter in Günterstal. Freiburger Tagespost 27. 2. 1909. Im übrigen wurde die von Stadtpf. Bürgenmaier geführte Pfarrchronik weitgehend herangezogen.

<sup>47</sup> Akten Staatl. Hochbauamt Freiburg. Die Kirche wurde 1855/54 wieder aufgebaut und erhielt Altäre, Beichtstühle und Kanzel aus dem ehem. Kloster Tennenbach



Die Fabrikanten gaben nun den Spinnereibetrieb auf, dessen Einrichtung inzwischen auch veraltet gewesen sein dürfte, und legten dafür in den wiederhergestellten Baulichkeiten eine Brauerei an. Die an sie ausgezahlte Brandentschädigung betrug 40 000 Gulden<sup>48</sup>.

Es ist anzunehmen, daß zu dieser Zeit Benedikt von Hermann aus dem Geschäft ausschied<sup>49</sup>, denn es erscheint von jetzt an nur noch sein Bruder Marquart als Fabrikhaber, der in einem zweistöckigen Nebengebäude auch eine Weberei anlegte. Mit der Brauerei gab es zunächst allerhand Schwierigkeiten; da er kein gelernter Brauer war, mußte er erst eine Lehre in diesem Beruf durchmachen und wurde nach manchen Schikanen erst 1834 als Braumeister anerkannt<sup>50</sup>.

Die neue Weberei wurde mit 50 eisernen Webstühlen aus der mechanischen Werkstätte von Ludwig Merian in Höllstein ausgestattet und erzeugte Calicots in verschiedenen Breiten, die an Stoffdruckereien in Baden, Württemberg und Bayern abgesetzt wurden<sup>51</sup>. Als Kraftquelle diente ein Wasserrad.

Am 25. Juni 1840 segnete Marquart von Hermann im fünfundvierzigsten Lebensjahr das Zeitliche und wurde auf dem Friedhof neben der Klosterkirche beigesetzt, wo das gußeiserne Grabdenkmal noch zu sehen ist. Die Witwe Constantia geb. v. Zwerger, mit der er seit 1819 verbunden war, führte die Betriebe fort und übergab sie später ihrem Sohn Anton Christoph Marquart, der am 1. Februar 1821 zu Günterstal das Licht der Welt erblickt hatte.

Die Bierbrauerei mit dem Konventsgebäude und Felsenkeller veräußerte die Witwe v. Hermann schon am 24. Juni 1845 um 30 500 fl. und 110 fl. „Schlüsselgeld“ an den Braumeister Gustav Scheltle, so daß nur noch die Weberei verblieb.

Die finanzielle Grundlage des Geschäfts scheint nach dem Ausscheiden der beiden Gründer nicht mehr ausreichend gewesen zu sein. Es bildete sich eine unbenannte Handelsgesellschaft unter dem Namen „Mechanische Baumwoll-Weberei Günterstal“, die aus folgenden Mitgliedern bestand:

Oberamtsrichter Christoph von Zwerger in Biberach,  
Witwe Constantia von Hermann geb. von Zwerger in Biberach,  
Fabrikant Anton von Hermann in Günterstal,  
Major Daniel von Siebenmann in Aarau,  
Handelsmann Peter Friedrich Hünervadel in Lenzburg,  
Handelsmann Conrad Robert Hünervadel in Lenzburg und  
Handelsmann Gottlieb Siebenmann in Aarau.

Der Gesellschaftsvertrag vom 14. Oktober 1859 wurde am 9. Dezember 1859 vom Ministerium des Innern genehmigt. Vorverträge datieren schon vom 20. Februar und 7. August 1841<sup>52</sup>.

Die wachsende Konkurrenz der großen Webereien, besonders des nahen Wiesentals, scheint Anton v. Hermann veranlaßt zu haben, die Fabrik seinem Mitgesellschafter Gottlieb Siebenmann zu verkaufen, der sie 1864 erwarb. Er ließ sich in Günterstal nieder, baute ein Arbeiterwohnhaus zur Fabrik und

<sup>48</sup> GLA 229/56752.

<sup>49</sup> Er war seit 1829 mit Antonie Keiner aus Salem (1795 bis 1875) verheiratet und starb am 5. 5. 1851. Sein Sohn Heinrich (1854 bis 1891) betrieb einen Großhandel in Kirchenparamenten (Kaiserstraße 75) und erhielt für solche auf der Landesausstellung Karlsruhe 1861 eine belobende Anerkennung. Dietz, S. 410.

<sup>50</sup> GLA 229/56752. Andererseits wurde ab 1. 11. 1853 bis 1. 11. 1854 das städt. Gefälle an Octroi von fremdem Bier an v. Hermann in Günterstal verpachtet. Verkündungsblatt der Stadtgemeinde Freiburg Nr. 17 v. 14. 11. 1853.

<sup>51</sup> Schreiber, 2. Aufl. 1858, S. 252.

<sup>52</sup> GLA 229/56748.



ein weiteres Haus als Büro, Magazin und Stallung um. Anton v. Hermann, der am 21. September 1852 die 1827 in Achern geborene Marie v. Bömble geheiratet hatte, starb am 24. September 1874 in Freiburg.

Der Fabrikbetrieb Siebenmanns dürfte keinen größeren Umfang mehr erreicht haben, denn er ist weder in den Listen der Industrie- und Handelskammer noch im Register des Amtsgerichts Freiburg eingetragen, auch nicht unter den früheren Firmenbezeichnungen. Am 18. Juli 1896 verkaufte er seine Betriebsstätte an die Katholische Waisenhausstiftung, die schon am 14. November 1892 im Vollstreckungsweg von Bierbrauer Mathäus Jungmaier das Klostergebäude erworben hatte<sup>53</sup>, und lebte noch bis zu seinem Tod am 28. Oktober 1901 als Privatmann in Günterstal. Der gebürtige Aarauer hatte ein Alter von 74 Jahren erreicht.

Die Bierbrauerei im Konventsbau ging nach dem Tode Gustav Scheltles 1851 an seinen Sohn, den Apotheker Johann Nepomuk Scheltle, über, von dem sie wiederum dessen Sohn Otto 1858 im Versteigerungsweg erwarb. 1872 verkaufte er sie an den Bierbrauer Josef Schaal, der sie 1891 an Mathäus Jungmaier veräußerte.

Im Jahre 1894 wurde im ehemaligen Kloster ein städtisches Waisenhaus eröffnet und 1905 im vergrößerten früheren Webereigebäude eine städtische Krippenanstalt. Die Betreuung der Kinder ist den Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul übertragen worden, so daß also nach fast neunzigjähriger Unterbrechung wiederum Ordensfrauen an die altehrwürdige Stätte zurückkehren konnten.

## Waldkirch

Das von dem Alemannenherzog Burkhard I. im Jahre 915 gegründete adelige Damenstift St. Margareten im Elztal war seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Verfall geraten und 1451 in ein Chorherrenstift umgewandelt worden. Im Jahre 1806 wurde es wie alle breisgauischen Klöster aufgehoben. Das von Peter Thumb 1732—1734 erbaute St.-Margareten-Münster zählt zu den schönsten Barockkirchen des Breisgaus. Die ehemalige Propstei, ein stattliches Klostergebäude gegenüber der Kirche, ist 1755 fertiggestellt worden. Nach der Säkularisation diente es eine Zeitlang als Lazarett und zuletzt als K.K. Österreichisches Medikamenten-Depot.

Die in Waldkirch lange Zeit blühende Edelsteinschleiferei war seit den 1790er Jahren stark zurückgegangen, insbesondere aber seit der Lösung des Breisgaus von Österreich. Die Steine, die aus Böhmen bezogen worden waren, mußten nun mit 25 Prozent des Wertes verzollt werden, dafür hatte Böhmen eine eigene Fabrikation aufziehen können. In Waldkirch kamen etwa 100 Familien ums Brot, was den Amtmann Krederer veranlaßte, der Regierung Vorschläge zur Förderung der Baumwollindustrie zu machen. Er wollte allerdings Maschinenarbeit tunlichst vermeiden.

Mitte Januar 1815 meldeten sich nun die ersten Unternehmer, die Webereien größeren Umfangs sowohl in Elzach als auch in Waldkirch einrichten wollten. Es war zunächst der am 18. Juli 1785 in Elzach geborene Jakob Kaltenbach<sup>54</sup>, von Beruf Weber, der in Mülhausen ansässig geworden war und

<sup>53</sup> Die Kaufbriefe und Akten sind leider im 2. Weltkrieg vernichtet worden.

<sup>54</sup> Er stammte aus geordneten Verhältnissen und hatte sich vom Militär freikaufen sowie weitere 400 fl. zahlen können, als sein Vertreter desertiert war.



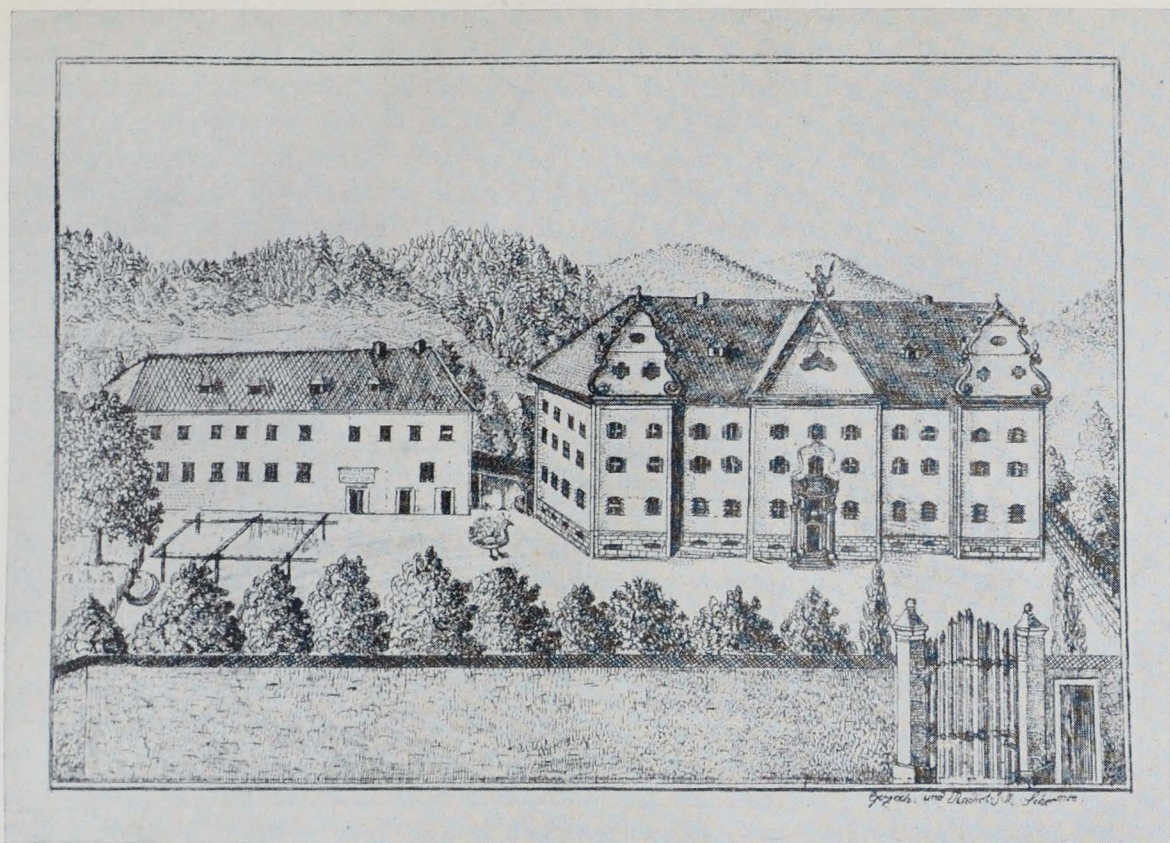


Abb. 8 Propstei St. Margareten in Waldkirch

Lith. von J. M. Schermer, Augustinermuseum Freiburg

zusammen mit dem Fabrikanten Johannes Schön in Mülhausen und dessen Bruder Joh. Georg die Propstei mieten oder kaufen wollte. Kaltenbach sollte den Namen hergeben und die Fabrik als Teilhaber leiten, für die zunächst 50—60 Webstühle vorgesehen waren. Sie sollte aber nur die Weberei betreiben und den Fabriken in Günterstal und St. Blasien, die nur Spinnereien waren, keinen Abbruch tun<sup>55</sup>.

Ein Bericht des Bezirksamts Elzach vom 25. Januar 1815 befaßt sich auf nicht weniger als 34 Seiten sehr eingehend mit der im Elztal beabsichtigten Niederlassung dieser Unternehmer. Sie hätten dort bei zwei Webmeistern schon fünf neue Stühle aufgestellt und wollten auf etwa 200 Stühlen nicht weniger als 600 Leute in Nahrung setzen. Bei der Vorliebe des Volkes für ausländische Erzeugnisse müsse der fremde Kunstfleiß ins Inland verpflanzt werden, um ausländische Fabrikate fernzuhalten und die Handelsbilanz zu aktivieren. Gegen den Einwand, daß die englischen Stoffe den inländischen doch überlegen sein würden, wird versichert, daß dies nur dann der Fall sein könnte, wenn keine englischen Garne mehr zu bekommen wären. Das Weben könnte hier genauso gut und weit billiger ausgeführt werden als in England. Die einheimischen Spinnereien beschränkten sich meist auf mittlere Garne für das Einweben in Leinenzeug und zum Stricken, während für die feinen Gewebe nach englischer Art die Garnnummern 100—180 gebraucht würden. Diese kosten zur Zeit das Pfund 2 fl. 24 kr., während die gröberen inländischen

<sup>55</sup> GLA 226/224.



nicht unter 5 fl. zu erhalten sind. Es wird dann eine genaue Kapitalbedarfsrechnung aufgestellt, wonach für 200 Stühle mit Zubehör 5200 fl. und für ein Vierteljahr an Löhnen 17 550 fl. und an Materialaufwand 46 800 fl., zusammen also 67 550 fl. erforderlich sind. Der jährliche Unternehmergewinn wird auf 31 200 fl. veranschlagt<sup>56</sup>. Wenigstens die Hälfte der Webstühle müssen in der Fabrik aufgestellt und von Gesellen und Lehrlingen bedient werden, damit man sie unter den Augen hat und von den Hauswebern der Lohn nicht so leicht gesteigert werden kann, man notfalls auch auf sie verzichten könnte. Die Fabriken bedürften daher größerer Gebäude, wie etwa der Propstei in Waldkirch, denn auch für die Anfertigung des Zettels seien lange Räume nötig, weil die Ketten nach dem Schlichten an Stangen getrocknet werden müssen. Das Bezirksamt Elzach befürwortet sodann den Verkauf im Interesse des wirtschaftlichen Aufschwungs der Talschaft aufs wärmste.

Am 30. Januar fragt auch der Kommerzienrat A. Vogel aus Emmendingen für ein Schweizer Handelshaus nach dem Preis der Propstei.

Mit Kaltenbach verhandelten nun die Behörden wegen des Kaufpreises und der Zahlungsbedingungen bis zum September 1815, aber ergebnislos. Kaltenbach gab zu dieser Zeit an, daß er keine Beziehungen zu den Mülhauser Fabrikanten mehr habe und täglich 60 Leute beschäftige.

Am 15. Oktober erschienen nun die Handelsleute Gebrüder Kapferer aus Freiburg als Kaufliebhaber und boten 6000 Gulden bar, halb vier Wochen nach Zuschlag, halb bei Räumung des Gebäudes durch das Medikamenten-Depot. Außerdem wünschten sie Auszahlung der Brandentschädigung von 1700 fl. für das abgebrannte Ökonomiegebäude als Beitrag zu dessen Wiederaufbau. „Unsere Absicht geht einverständlich mit Jacob Kaltenbach von Elzach dahin, Waldkirch zum Central Punkt der von diesem im Elzacher Thal etablierten Baumwollen-Weberey zu machen, und diesem gemeinnützlichen Unternehmen durch thätiges Mitwirken und Beyschießung einiger Fonds eine größere Ausdehnung zu geben.“ Gleichzeitig erbaten sie ein ausschließliches Privilegium auf zehn Jahre, daß im Umkreis von 6 Stunden keine ähnliche Fabrik errichtet werden dürfe.

Das Finanzministerium ging auf das niedrige Angebot nicht ein und ordnete eine öffentliche Versteigerung an. Bei dem am 15. November 1815 im Gasthof zum Löwen in Waldkirch abgehaltenen Termin erschienen wohl viele Leute, aber nur die Gebrüder Kapferer gaben ein ernsthaftes Gebot ab, 6005 Gulden, das aber von der Regierung wiederum abgelehnt wurde. Sie boten schließlich am 15. November 8000 fl. in vier halbjährlichen Terminen, was am 22. vom Finanzministerium angenommen wurde. Die auf den 24. Dezember datierte Kaufurkunde über das Propsteigebäude nebst Inventar, den oberen und unteren Garten von etwa  $\frac{5}{4}$  Jauchert, die Stätte der zerstörten Ökonomiegebäude und die ummauerten Höfe nennt einen Kaufpreis von 8000 rheinischen Gulden, zahlbar in vier Halbjahresraten ab 22. November 1815 mit 6 Prozent Zinsen. Für den Fall des Wiederaufbaus darf die Brandentschädigung in Anspruch genommen werden.

<sup>56</sup> Die vermutlich von den Unternehmern dem Amt vorgelegte Rechnung ist ein interessantes Zeitdokument und sei deshalb in knapper Form hier wiedergegeben:

Produktion: pro Weber (Webstuhl) wöchentlich 50 Stab (56 m) =  $1\frac{1}{2}$  Stück, 200 Stühle = 500 Stück, jährlich 15 600 Stück.

Garnverbrauch: für 50 Stab 7,5 Pfund,  $\times$  200 = 1500 Pfund. Preis für das Pfund 2 fl. 24 kr. (= 2,4 fl.), also 3600 fl. wöchentlich und 46 800 fl. im Vierteljahr.

Löhne: Vorbereitung und Weben pro Stück 4,5 fl.,  $\times$  500 = 1550 fl. wöchentlich und 17 550 im Vierteljahr.

Gewinn: 2 fl. am Stück,  $\times$  15 600 = 31 200 fl.



Wegen des beantragten Privilegiums wurden die Gebrüder Kapferer zum Domänenverwalter in Waldkirch vorgeladen. In ihrem Auftrag erschien dort am 22. Dezember 1815 per prokura der Waldkircher Fabrik-Gesellschaft Johs. Schoen Sohn der Geschäftsführer Johann Schoen und erklärte u. a., daß die Einrichtung für 100 Arbeitskräfte bereits hergestellt sei, das Sanitätsdepot aber noch zwei Stockwerke belegt habe. Der Wiederaufbau der Ökonomie sei bereits vergeben und in Elzach arbeiten seit mehr als einem halben Jahr 20 Webstühle. Eine Vermehrung scheidet noch am Raummangel, es soll die Beschäftigtenzahl aber auf 200 bis 300 gesteigert werden. Leider ist aus den Akten nicht zu ersehen, in welchem Verhältnis die Gebrüder Kapferer zu Kaltenbach und den Schoens standen; es kann nur vermutet werden, daß sie sich deren Mitarbeit als Textilfachleute oder auch als Unterlieferanten bzw. Lohnweber bedienten<sup>57</sup>.

Das schließlich in einer unmittelbaren Bittschrift an den Großherzog erbetene Privilegium wurde im Juni 1816 endgültig abgelehnt, dagegen erfolgte im nächsten März die Befreiung von allem Zunftzwang und die Erlaubnis, Lehrlinge aufzunehmen. Das Unternehmen durfte sich „Privilegierte Fabrik“ nennen.

Über den Anlauf des Betriebs berichtete die Domänenverwaltung Waldkirch am 9. März 1818: „Im Januar 1816 wurde mit der Weberei auf einigen Stühlen begonnen, nach einem halben Jahr liefen 40. Das Jahr 1817 ist die eigentliche Gründungsepoche, doch setzte die Teuerung ein und verdoppelte die Löhne. Man hatte Sorge um das Unternehmen, das 140—150 Leute beschäftigte. Seit einem Jahr ist auch eine Türkischrotfärberei eingerichtet, die eine gute Ware liefert. Wenn nur 1500 Stücke jährlich gefertigt werden, so fließen doch etwa 50 000 fl. weniger ins Ausland.“

Unterm 14. März 1818 beantragten die „Inhaber der Großherzogl. Badischen privilegierten Baumwoll-Waren-Fabrik in Waldkirch Gebrüder Kapferer“ Befreiung vom Einfuhrzoll für die im Inland nicht hergestellten Betriebs- und Farbstoffe, sowie zollfreien Veredelungsverkehr mit der Schweiz für die dorthin zur Appretur gehenden Gewebe. Großherzog Karl genehmigte dies am 14. November 1818, ersteres für vier, letzteres für zwei Jahre. Im Juli 1823 beantragten die Fabrikhaber eine Verlängerung des ersteren Privilegs auf sechs Jahre unter Verzicht auf das zweite. Der Landesherr bewilligte dies im September und befahl gleichzeitig, den Gebrüdern Kapferer das höchste Wohlgefallen über das Gedeihen ihrer Fabrik sowie deren Vergrößerung und Vervollkommnung zu erkennen zu geben.

Zwei Jahre später erbaten die Fabrikherren weitere Privilegien sowie Befreiung vom Chausseegeld zwischen Waldkirch, Elzach und Freiburg, ferner Steuerbefreiung vom Fabrikpersonal und Betriebskapital, was aber abgelehnt wurde.

Wenn der Betrieb in der Waldkircher Propstei auch nur mit hölzernen Handwebstühlen arbeitete, so hatte er doch bereits die Arbeitsteilung als eine der Grundlagen des modernen Fabrikbetriebs eingeführt. So wird zum Beispiel in dem großen Bericht des Elzacher Bezirksamts von Anfang 1815 aus-

<sup>57</sup> Kaltenbach kaufte sich 1826 für 220 fl. als Bürger in Waldkirch ein, auch für seine Kinder. Seine aus dem Elsaß stammende Frau Katharina geb. Mösch starb am 16. 12. 1825 einundvierzigjährig. Seine zweite Ehe schloß er am 14. 12. 1826 mit Josepha Nopper aus Waldkirch, die er auch schon am 16. 11. 1827, 35 Jahre alt, verlor. Am 18. 9. 1828 heiratete er zum dritten Male, und zwar Theresia Tränkle aus Waldkirch. Sein Beruf wurde mit Fabrikfaktor oder Fabrikmeister angegeben. Im Totenbuch der Pfarrei Waldkirch ist er nicht verzeichnet. Frdl. Mitt. von Herrn H. Rambach in Waldkirch.



geführt, daß besondere Facharbeiter die Zettel (Ketten) anfertigen und in den Webstuhl einlegen, während der Weber nur den neuen Anfang an ein Reststück des vorhergehenden Zettels anzudrehen (anzuknüpfen) habe.

Wenden wir uns nun den Gebrüdern Kapferer zu, die einer angesehenen Freiburger Kaufmannsfamilie angehörten. Ihr Vater Franz de Paula Kapferer (1736—1804) war erst 1765 aus Mieders im Stubaital nach Freiburg gekommen und vier Jahre später in die Kaufmannszunft zum Falkenberg aufgenommen worden, in welcher er im Jahre 1800 das Amt des Zunftmeisters bekleidete. 1767 heiratete er Maria Katharina Sautier aus Freiburg (1744 bis 1801), deren älterer Bruder Heinrich „der Stifter“ war. Sie schenkte ihrem Gatten 13 Kinder, darunter am 15. September 1772 Franz de Paula und am 19. August 1781 Heinrich, die beiden Käufer der Waldkircher Propstei. Die Brüder hatten 1797 bzw. 1807 Schwestern geehelicht, die Töchter Anna Maria (Nanette, 1775—1849) und Elisabeth (1786—1863) des Bankiers und Oberbürgermeisters Meyer in Rastatt. Am 1. August 1804 übernahm Franz Kapferer d. J. das väterliche Handels- und Bankgeschäft nebst dem Geschäftshaus auf der Kaiserstraße und einem Kapital von 28 000 Gulden mit der Verpflichtung, auch den Bruder Heinrich daran teilnehmen zu lassen. Die Firma Gebr. Kapferer entwickelte sich weiterhin so gut, daß die beiden Inhaber bald in den Stadtrat von Freiburg berufen wurden<sup>58</sup>.

Auch die Stadt Waldkirch schätzte die Verdienste der Brüder um die Hebung der heimischen Wirtschaft hoch ein, indem sie ihnen das Ehrenbürgerrecht verlieh. In der prächtig ausgestatteten Pergamenturkunde vom 30. Juni 1819 heißt es:

„Wir Bürgermeister und Rat der Großherzoglichen Baden'schen Stadt Waldkirch im Breisgau beurkunden mit Gegenwärtigem, daß die geehrten Herren Gebrüder Franz und Heinrich Kapferer, Bürger und Stadträte zu Freiburg, sich um hiesige Stadt durch Errichtung einer Baumwollen-Weberei-Fabrique dahier besonders verdient gemacht, der hiesigen Innwohnerschaft eine neue Nahrungsquelle eröffnet und selbst in Zeiten allgemeiner Theuerung und Noth mit Hintansetzung des eigenen Vortheils vielen dürftigen Familien und Einwohnern den Unterhalt verschafft haben.

Diese das Wohl der hiesigen Stadt befördernde, und besonders die Unterhaltung unserer Armen erleichternde Anstalt, deren Vortheil sich auch auf benachbarte Gemeinden erstreckt, hat eben so unsern Dank verdient, als wir mit Hochachtung gegen die genannten Herren Gebrüder und Räte erfüllt wurden: Wir halten uns desswegen verbunden, beiden Herren Gebrüder Franz und Heinrich Kapferer zum Beweise unserer Hochachtung und Bezeugung unserer Erkenntlichkeit das Ehren-Bürgerrecht in unserer Stadt Waldkirch zu erteilen; stellen hiermit Ihnen gegenwärtige Urkunde hierüber aus und haben sie mittelst Unterschrift und beigedrucktem Stadt-Insigills bekräftiget<sup>59</sup>.“

Das dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist durch einen weiteren glückhaften Aufstieg des Unternehmens gekennzeichnet. Nach Schreiber<sup>60</sup> beschäftigte es 1825 über 100 Weber und insgesamt gegen 200 Arbeiter verschiedenen Alters und Geschlechts bei der Fabrikation von rohen und gefärbten Baum-

<sup>58</sup> Deutsches Geschlechterbuch, Görlitz 1954, S. 201—251. Wilms, Die Zunft zum Falkenberg in Freiburg im Breisgau 1484—1868. Freiburg 1925 S. 542—544. Die Gräber der Kapferer sind noch auf dem Alten Friedhof in Freiburg zu sehen.

<sup>59</sup> Veröffentlicht in der Breisgauer Chronik III 1911 S. 4.

<sup>60</sup> 1. Aufl. 1825 S. 546.



wollzeugen<sup>61</sup>. 1827 erhielten die Fabrikherren vom Kunst- und Industrieverein Karlsruhe für ihr rühmliches Bestreben zur Emporbringung der vaterländischen Industrie eine silberne Medaille<sup>62</sup>. Die höchste Ehrung wurde ihnen aber am 17. September 1830 zuteil, als das Großherzogspaar anlässlich seines Antrittsbesuchs im Breisgau die Fabrik besichtigte. Aus dem Umstand, daß es die einzige war, die der landesherrlichen Aufmerksamkeit für würdig befunden wurde, läßt sich immerhin ihre Bedeutung für die Zeit und die Landschaft erkennen. Der gedruckte Bericht über den Besuch<sup>63</sup> mag uns für einige Minuten in die gute alte Zeit versetzen.

„Freitag den 17. d. M. begaben sich ihre königlichen Hoheiten in Gesellschaft des Herrn Fürsten von Fürstenberg und dessen durchlauchtiger Gemahlin, so wie der Frau Fürstin von Hohenlohe, begleitet von Höchstihrem Gefolge nach der durch ihre reizende Lage und die dort blühende Fabrik der Gebrüder Kapferer interessanten Amtsstadt Waldkirch, wo Höchstdieselben bei der am Eingang des Ortes errichteten Triumphpforte von den öffentlichen Behörden ehrfurchtsvollst begrüßt und von dem herzlichsten Jubel der herbeigeströmten Menge empfangen, Sich durch die festlich geschmückten Straßen nach dem Fabrikgebäude der Gebrüder Kapferer zu verfügen geruhten. Dort hatten die Inhaber der Fabrik mit ihrer Familie die Ehre, Ihre königlichen Hoheiten am Portale zu empfangen und in das Fabrikgebäude einzuführen. Zugleich überreichten dort die Töchter der Stadt einige Erzeugnisse der daselbst befindlichen Granat- und Krystall-Schleifereien, welche huldvollst angenommen wurden. Die höchsten Herrschaften hatten darauf die Gnade, die Anstalt sowohl im Ganzen, wie im Einzelnen mit besonderer Aufmerksamkeit zu besichtigen, und bewiesen dadurch, so wie durch die überaus huldvolle Weise, in welcher Sie Sich mit den Inhabern der Fabrik, unsern ehrenwerten Mitbürgern und ihrer Familie zu unterhalten geruhten, auf das erfreulichste, welche theilnahmevolle Aufmerksamkeit und welche aufmunternde Anerkennung Sie der vaterländischen Industrie und den verdienstvollen Leistungen derselben schenken. Insbesondere geruhten Ihre königliche Hoheit die Frau Großherzogin die Höchstderselben dargebotenen Proben der Seidenweberei, welche den trefflichsten Erzeugnissen dieser Art gleichkommen, auf das huldvollste anzunehmen. Einer gleichen gnädigen Aufnahme hatten sich dieselben dargebrachten Proben auch bei der durchlauchtigen Frauen Fürstinnen von Fürstenberg und Hohenlohe zu erfreuen. Als einen besonders bemerkenswerthen Zug zarter Aufmerksamkeit und landesmütterlicher Huld haben wir anzuführen, daß ihre königliche Hoheit die Frau Großherzogin bei diesem für die Fabrikhaber so ehrenvollen und hochehrlichen Besuch in einen Seidenstoff gekleidet war, welchen schon früher die Fabrik in die vaterländische Kunstausstellung geschickt hatte. Auch geruhten Ihre königliche Hoheit, mehrere Proben der Baumwollen-Fabrikation zu bezeichnen, welche auf höchsten Befehl übersendet werden sollten. Nach einem zweistündigen Aufenthalt begaben sich die höchsten Herrschaften auf die unweit Emmendingen gelegene Hochburg, wohin Höchstdieselben zugleich

<sup>61</sup> Nach dem Lahrer Hinkenden Boten 1825 wurde auf 60 Stühlen in der Fabrik und 40 außerhalb gearbeitet. 50 Kinder wurden außerhalb der Schulzeit mit Spulen beschäftigt. Die Webstühle arbeiten mit 2—12 Tritten, können also auch „künstlichere“ Zeuge herstellen. Es fehlt weniger an Absatz als an Arbeitern.

<sup>62</sup> Dietz. S. 496.

<sup>63</sup> Andenken an die Feier der ersten Anwesenheit Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs Leopold und der Frau Großherzogin Sophie zu Freiburg im Breisgau. Freiburg 1830 S. 81/82.



den Amtsvorstand von Waldkirch und den Stadtrat Heinrich Kapferer einzuladen geruhten.“

Franz Kapferer hatte diesen Ehrentag nicht mehr erleben dürfen; er war bereits am 5. März d. J. zu Bubenbach heimgegangen. Seine Nachkommen dürften an der Waldkircher Fabrik nicht mehr beteiligt gewesen sein, sondern sich nur noch dem Freiburger Handelsgeschäft am Fischbrunnen, das sich später zu einem Bankhaus entwickelte, gewidmet haben. Im Jahre 1823 errichtete Heinrich Kapferer ein eigenes Geschäftshaus am Münsterplatz für seinen getrennt vom Bruder geführten Handel in Manufakturwaren (die heute noch bestehende Firma J. H. Kapferer & Sohn Nachf.), der nach wie vor sein Hauptgeschäft blieb. Neben seinem Amt im Freiburger Stadtrat erhielt er 1835 ein Mandat für den badischen Landtag.

Durch den Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein 1835 gewann die Weberei weitere Absatzgebiete für ihre Cotonade und Bettbarchente. Von den selbstgefärbten Erzeugnissen wird das Türkischrotgarn besonders gerühmt, da es an Farbenglanz und Solidität dem elsässischen nicht nachstehe. In der Fabrik wurden 1838 etwa 80 Weber beschäftigt, daneben aber auch viele Hausgewerbetreibende<sup>64</sup>. Für 1840 wird die Arbeiterzahl mit 120 angegeben, und die Seidenzeuge galten denen aus Zürich und Lyon gleichwertig<sup>65</sup>. 1843 sollen noch etwa 80 Arbeiter tätig gewesen sein.

Am 25. November 1856 segnete Heinrich Kapferer fünfundsiebzigjährig das Zeitliche und hinterließ das Waldkircher Unternehmen seinem am 8. Dezember 1817 geborenen Sohn Carl August. Dieser hatte am 27. Mai 1841 Maria Anna Sophia Gramm (1818—1879) geehelicht und sich wohl schon zu Lebzeiten des Vaters in dessen Industriebetrieb betätigt. Unter seiner Leitung errangen die guten und schön gefärbten baumwollenen und gemischten Zeuge auf der Industrieausstellung Villingen 1858 eine weitere silberne Medaille, und auf der Landesausstellung in Karlsruhe 1861 hat die Würdigkeit für die früher verliehene Medaille wiederholt nachgewiesen: Karl Kapferer-Gramm, Baumwollzeugfabrikant in Waldkirch<sup>66</sup>. Nach demselben Bericht von 1863 fanden im Betrieb außer 55—60 Erwachsenen noch etwa 25—30 Kinder im Alter von 8 bis 14 Jahren außerhalb der Schulzeit Beschäftigung mit Garnspulen. Die Erzeugnisse werden wie folgt beurteilt: Gefärbte Garne, baumwollene, halb- und leinene und halbleinene Zeuge für Frauen- und Männerkleider, Bett- und Möbelüberzüge usw. von guter Qualität und echt in der Farbe<sup>67</sup>.

Dem Junior waren nur knapp zehn Jahre eigenverantwortlicher Tätigkeit beschieden, die oft genug von der Sorge um die Erhaltung des Unternehmens im Konkurrenzkampf mit der aufkommenden Großindustrie überschattet gewesen sein mögen. Am 27. Juli 1867 verstarb er kinderlos, noch nicht fünfzigjährig. Da die Erzeugung auf Handwebstühlen nicht mehr rentabel, das Propsteigebäude aber für die Einrichtung eines maschinellen Betriebs nicht geeignet war, verkaufte es die Witwe am 24. Mai 1873 an den Handelsmann Dominik Gaeß in Freiburg um 50 000 Gulden.

Damit war das Schicksal des Webereibetriebs endgültig besiegelt. Franz Dominik Gaeß (1825—1888) eröffnete 1874 in der ehemaligen Propstei eine Pension und ein Lehrinstitut, nach dessen Fehlschlag 1877 neben der Pension

<sup>64</sup> Schreiber, 2. Aufl. 1858 S. 254.

<sup>65</sup> Desgl. 5. Aufl. 1840 S. 265.

<sup>66</sup> Dietz S. 398 und 400. Badenia, Heidelberg 1862 S. 608/9.

<sup>67</sup> Dietz S. 496.



St. Margaretha ein Hotel, in welchem am 30. September 1880 das Kaiser- und Großherzogspaar den Geburtstag der Kaiserin Augusta feierte<sup>68</sup>. Von 1891 bis 1920 beherbergte die Propstei die Dr. Plähnsche Erziehungsanstalt und dient seither der Stadt Waldkirch zu Schulzwecken.

### Schlußwort

Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß sich in den hier dargestellten Schicksalen der vier breisgauischen Klosterbetriebe die ganze Entwicklung der Baumwollindustrie von ihren Anfängen bis in unsere eigene Erlebniszeit widerspiegelt. Wie in ihrem Ursprungsland jenseits des Ärmelkanals finden wir die Erscheinungen und Perioden der Erfinder und Konstrukteure wie des Unverstandes und der Kurzsichtigkeit, des wagemutigen und opferbereiten Unternehmers wie des unbekümmerten Großverdieners und Spekulanten, und wo sich Fürsorge für die Mitarbeiterschaft zeigte, dürfte sie in erster Linie als Hilfsmittel zur Erreichung des Betriebszwecks gedient haben. Es herrschte eben das herkömmliche patriarchalische Verhältnis<sup>69</sup>, wie es bis heute in Schwarzwälder Betrieben noch nicht ganz ausgestorben ist.

Wenn auch alle vier Fabriken dem Schwung des Industrieaufstiegs mit seinem Zug zur Konzentration und Standortauslese zum Opfer gefallen sind und keine direkte Nachfolge gefunden haben, so bleibt doch ihr Verdienst bestehen, in ihrer Zeit wertvolle und wichtige Aufbau- und Entwicklungsarbeit geleistet und eine geschulte Arbeiterschaft hinterlassen zu haben, die auf irgendeine Art wieder der heimischen Wirtschaft zugute kam. Mag einer oder der andere auch denken, der über der Säkularisation schwebende Fluch habe sich an ihnen erfüllt, so gibt es doch, wie wir gesehen haben, auch genügend natürliche Gründe, die zum Verschwinden der Klosterfabriken führen mußten.

Für die freundliche Überlassung der Bildvorlagen sei gedankt dem Bad. Generallandesarchiv in Karlsruhe, dem Kolleg St. Blasien und dem Augustinermuseum in Freiburg.

<sup>68</sup> Pro Memoria per Fr. Dk. Gaess, freundlicherweise zur Verfügung gestellt vom Besitzer, Herrn Bankdir. Dr. Karl Butsch in Freiburg. Für verschiedene Hinweise habe ich auch Herrn Hermann Rambach in Waldkirch zu danken.

<sup>69</sup> „Noch 1878 konnte ein Fabrikant berichten, daß er mit seinen Arbeitern gleichsam wie mit einer großen Familie im Kloster wohne.“ Ruf S. 200.



## Buchbesprechungen

„**Vorderösterreich**“. — Eine geschichtliche Landeskunde. Herausgegeben vom Alemannischen Institut unter Leitung von Friedrich Metz. Zwei Bände, zus. 755 S. mit 281 Abb. — Freiburg i. Br., 1959 (Rombach).

Die politische Entwicklung Süddeutschlands seit Beginn des vorigen Jahrhunderts hat zur Folge gehabt, daß die Geschichte jener Staaten, die damals in beinahe allen der einst vorhandenen Territorialgebilde die Erbschaft antraten, nämlich die Geschichte Badens und Württembergs, von der neueren Geschichtsforschung und -darstellung vielfach und eingehend behandelt worden ist; denn jene Staaten hatten ein Interesse daran, sich ihre Geschichte bewußt zu machen, sie ihren Bürgern zu vermitteln und auch die Bestandteile, die neu gewonnen worden waren, mehr oder weniger in einer solchen Weise in ihr Blickfeld zu ziehen, als hätten diese Gebiete von vornherein auf nichts anderes gewartet, als auf die Einbeziehung in den gegenwärtigen Staat: ähnlich wie die Geschichte Deutschlands mindestens seit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg bis in die Einzelheiten im Lichte der kommenden Einigung durch Preußen gesehen wurde, eine Blickrichtung, die noch heute, z. B. durch die Neuausgaben von J. Hallers „Epochen der deutschen Geschichte“ weiter wirkt.

Das weitaus umfangreichste Territorialgebilde, dessen Bestandteile in den genannten süddeutschen Staaten, dazu auch in Bayern, aufgingen, waren die österreichischen Vorlande, insgesamt vom Arlberg und Lech bis zum Oberrhein annähernd 9000 qkm, wovon nur die vorarlbergischen Herrschaften dem Kaiserstaate verblieben. Früher hatten auch noch große Teile der Nordschweiz und des Elsasses den Vorlanden zugehört. In allen diesen weitgestreuten Landschaften und Städten hat die Landes- und Lokalforschung liebevoll gearbeitet und ist sich dabei der österreichischen Vergangenheit wohl bewußt gewesen. Anders steht es mit der Geschichte Vorderösterreichs im gesamten, der Vorderösterreichischen Staaten, die durch die Zugehörigkeit zum Hause Habsburg und durch weithin gemeinsame Regierung und Verwaltung eine Einheit gewesen sind. Seit der Zeit der sanktblasischen Historiker gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als Vorderösterreich noch in Blüte war, hat die Forschung die Vorlande im gesamten, wie sie aus der Staatenwelt verschwunden waren, ihrerseits aus dem Blick verloren, und die Geschichtsschreibung ihnen keine Darstellung mehr gewidmet. Das hat zugleich dahin geführt, daß ein Prinzip, nach welchem sich Staatsaufbau und -leben dieses Gesamtgebiets jeweils vollzogen hat, nicht herausgearbeitet werden konnte, daß seine geschichtliche Bedeutung im deutschen und europäischen Rahmen nebelhaft blieb, ja, daß gewisse geringschätzige Urteile, die einer einseitig machtpolitisch-zentralistischen Wertskala entstammten, sich geltend machen und, zugleich mit der ohnedies hochkomplizierten Materie der vorderösterreichischen Geschichte, abschreckend wirken konnten. Demgegenüber ist in neuester Zeit ein merkbarer Wandel eingetreten. Dieser ist zunächst den mittelalterlichen Forschungen zu verdanken mit ihrem neuerweckten Verständnis der Verfassungsgeschichte und mit ihrem Blick über die Staatsgrenzen des 19. Jahrhunderts hinweg auf die historische Einheit des schwäbisch-alemannischen Raumes, und zwar nicht allein bis zum Ende der Stauferzeit, sondern darüber hinaus auch in den habsburgischen Jahrhunderten. Nach bedeutsamen Ansätzen insbesondere durch O. Stolz



„Geschichtliche Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande“ (1945) hat in seiner Art wohl zum ersten Male K. S. B a d e r s Buch „Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung“ (1950) von dem Wesen und von der Bedeutung Vorderösterreichs einen Begriff zu geben vermocht. Des weiteren sind wir heute vielleicht eher geneigt, vergangene Größe wahrzunehmen auch dann, wenn ihr der Erfolg im Sinne machtpolitischer Behauptung versagt geblieben ist, und verborgeneren Linien nachzuforschen, die unauffälliger, aber vielleicht um so wirksamer die Zukunft gestalten.

Das Alemannische Institut unter Leitung von Friedrich M e t z in Freiburg, dessen Arbeitsfeld ja eben dieser Raum ist, war gewiß hervorragend berufen, Vorderösterreichs Wesen und Geschichte in den Kreis seiner Tätigkeit zu ziehen; es hat uns eine geschichtliche Landeskunde geschenkt, die, wenn auch keine Geschichte der Vorlande, so doch in großer Vielseitigkeit Bilder und Erkenntnisse liefert von ihrem Leben und Wesen im gesamten und in den einzelnen Bestandteilen, deren jeder mit Stolz sich als ein Teil dieses Ganzen wußte und von ihm Gestalt empfangen hat, nicht als Prägung nach dem Muster einer Einheit, sondern in einer gelassenen Freiheit eigentümlicher Art, die österreichisches Wesen überall kennzeichnet, der man andererseits auch unfreundliche Benennungen gegeben hat. Das Werk ist so angelegt, daß die Beiträge des ersten Bandes einzelne Sachgebiete mit dem Blick auf die Gesamtheit Vorderösterreichs behandeln, während im zweiten die Territorialgebiete je einzeln nach ihrem geschichtlichen Dasein im Rahmen des Habsburgerreiches geschildert werden. Hierbei erscheinen lediglich die althabsburgischen Besitzungen im Aar-, Thur- und Zürichgau nicht berücksichtigt; diese sind freilich zu der Zeit, als der Begriff und Name Vorderösterreichs oder der Vorlande in Aufnahme kam, schon verloren gewesen. Für beide Teile des Werkes wurde eine namhafte Zahl hervorragender Spezialkenner als Mitarbeiter gewonnen. Dabei ist es nicht zu verwundern, daß der Aufbau im ganzen gewisse Unebenheiten zeigt, daß die Gesichtspunkte nicht immer einheitlich sind, und daß manche Autoren reichliche Nachweise bringen, während andere ganz darauf verzichten. Für den zweiten Band muß eine Besprechung im einzelnen sich in dieser Zeitschrift auf den österreichischen Breisgau beschränken.

Zunächst gibt F. M e t z eine „Landeskundliche Übersicht“ (S. 9—42) der Herrschaften und Städte, die im Bereich zwischen Arlberg und Vogesen früher oder später an das Haus Habsburg gekommen sind, mit Hervorhebung jeweils der bemerkenswerten Eigentümlichkeiten. Der geographischen und geschichtlichen Vielgestaltigkeit gegenüber wird auch das Verbindende und Gemeinsame herauszustellen versucht, wobei die Blickrichtung nach Wien von besonderer Bedeutung erscheint. — Die habsburgische Territorialpolitik schildert H. E. F e i n e in seinem Beitrag „Entstehung und Schicksal der vorderösterreichischen Lande“ (S. 45—62), vielleicht zu sehr nach dem Rezept einer raumpolitischen Strategie, das für mittelalterliche Zeiten nur in Grenzen anwendbar ist. Nach Feine ist der Gedanke des schwäbischen Herzogtums in Fortsetzung hohenstaufischer Tradition der Ausgangspunkt für die vorderösterreichische Territorialpolitik. Der Übersicht über die territoriale Entwicklung folgt eine kurze Charakterisierung der Verwaltungsgliederung und Form der Regierung. — Dem Abbröcklungsprozeß im Westen und Herabsinken der dortigen Besitzungen zu Nebenlanden stellt F. H u t e r „Vorderösterreich und Österreich. Von ihren mittelalterlichen Beziehungen“ (S. 63—81) die Bedeutung Tirols als eines Felsens der habsburgischen Stellung im Westen gegenüber. Entsprechend war der Zuzug aus dem Westen nach dem Osten mit seinen reichen Möglichkeiten weitaus stärker als auf dem umgekehrten Weg. — Wie Huter das Mittelalter betrachtet H. K r a m e r „die Beziehungen zwischen Vorderösterreich und Österreich in der Neuzeit“ (S. 82—105), wobei er die Vor- und Nachteile, die aus der Verbindung für den einen und anderen Bestandteil erwachsen sind, abwägt; das Urteil bleibt im allgemeinen zu unbestimmt und unentschieden. — Der Beitrag des verstorbenen O. S t o l z „Verhältnis der vorderösterreichischen Lande zu den landesfürstlichen Regierungen in Innsbruck und Wien“ (S. 106—116) deutet die entsprechenden Verwaltungszusammenhänge nur an, beschäftigt sich vielmehr mit der territorialen Einteilung sowie Aufführung älterer



Beschreibungen der vorderösterreichischen Lande, entsprechend den Ausführungen in seinem schon genannten Buch. Dabei sind Wiederholungen von Dingen, die auch in anderen Beiträgen stehen, nicht ausgeblieben. — O. Regele „Zur Militärgeschichte Vorderösterreichs“ (S. 117—150) stellt Notizen zur Wehrverfassung und Regimentsgeschichte zusammen, endlich zur Kriegsgeschichte seit dem Dreißigjährigen Krieg. Eine Anzahl Träger berühmter Namen der österreichischen Militärgeschichte stammt aus den Vorlanden. — Einen sehr gehaltvollen Beitrag „Bergbau und Hüttenwesen in den Vorlanden“ (S. 151—186) liefert R. Metz mit Aufführung aller wichtigeren Vorhaben und Betriebe des Schwarzwaldes und der Vogesen, unter Berücksichtigung der bergmännischen Bevölkerung und der staatlichen Bergverwaltung sowie der Bedeutung für das Münzwesen und die Wirtschaft im allgemeinen; lediglich einige Bemerkungen aus dem Feld der allgemeinen Geschichte dürften nicht ganz stichfest sein. — Mit vorbildlich scharfer Abgrenzung seiner im Sinne des Gesamtthemas Vorderösterreich schwierigen Aufgabe hat W. N o a c k „Südwestdeutsche Kunst im Zeichen der vorderösterreichischen Herrschaft“ (S. 187—204) seinen Gegenstand gestaltet; er beschränkt sich auf dasjenige, was vorwiegend im Rheingebiet und Schwarzwald auf habsburgische Anregung oder Stiftung unmittelbar zurückgeht: Goldschmiedearbeiten, Wappen, Fenster, Regierungsgebäude, das meiste aus der Glanzzeit der Kunst am Oberrhein im 15. und 16. Jahrhundert. Besonders hervorzuheben ist die große Habsburgerstiftung für den Chor und die Chorkapellen des Freiburger Münsters, deren Geschichte im einzelnen noch nicht untersucht ist. — W. M ü l l e r behandelt „Die kirchlichen Verhältnisse“ (S. 205—227), wobei der meiste Raum den Zeiten der theresianisch-josephinischen Reform gewidmet ist. Auch die Schulverhältnisse werden behandelt. Leider tritt die Bedeutung des Klosterwesens in Vorderösterreich weder hier noch an anderer Stelle des Werkes hinreichend in Erscheinung. — Einen ausgezeichneten Überblick mit vielen konkreten Angaben hat aus einer souveränen Kenntnis des Materials noch kurz vor seinem Tode F. S c h a u b „Die vorderösterreichische Universität Freiburg“ (S. 228—244) beigetragen.

Den zweiten Band (bei durchlaufender Paginierung) eröffnet M. W e l l m e r „Der vorderösterreichische Breisgau“ (S. 251—325). Während die Forschung seit vielen Jahren sich eingehend mit dem Aufbau der zähringischen Territorialstellung im Breisgau befaßt hat, wenn auch mehrfach unter Verwendung allzu „moderner“ raumpolitischer Denkkategorien, liegen die Anfänge der Habsburger im Breisgau, sowohl in der älteren Periode wie noch bei ihrem neuen Vordringen im 15. Jahrhundert, im einzelnen noch sehr im dunkeln. So ist auch die Darstellung Wellmers genötigt, über diese Anfänge sich kurz zu fassen. Eine ausführliche Erörterung findet dagegen die Frage der Landgrafschaft im Breisgau seit dem Übergang der Stadt Freiburg an die Habsburger. Es werden neue Zeugnisse dafür beigebracht, daß dieses beehrte, in seiner Funktion jedoch schwer zu fassende Amt damals und noch viel später tatsächlich nicht habsburgisch gewesen ist.

Für seinen Beitrag, der nicht nur Bekanntes zusammenstellt und deutet, sondern auch manches Neue erschließt, hatte Wellmer eine Quelle zur Verfügung, aus der bisher noch wenig geschöpft wurde, die „Brisgovia vetus et nova“ von Maldoner. Aus dieser stammen u. a. Nachrichten über die breisgauischen Landstände seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mit ihren Verhandlungen über Aufgebote, Steuern und Geldhilfen. Es ist danach unwahrscheinlich, daß der Anfang dieser Einrichtung in eine frühere Zeit zurückverlegt werden kann. Die vorhergehenden Einungen von Städten oder Adligen haben partikularen Charakter und werden auf bestimmte Zeitdauer geschlossen. Die Beispiele Wellmers geben eine Fülle von Einblicken in die Maschinerie des öffentlichen Lebens, wie Funktionieren der Landstände, Frage der Reichsunmittelbarkeit einiger Stände, besonders der Johanniter, Organisation des Aufgebots in den acht Landfahnen, ständische Priminstanz, Auseinandersetzung der Bauern mit ihrer näheren Obrigkeit. Der Text ist nicht immer leicht zu lesen und setzt die Kenntnis mancher landesgeschichtlichen Begriffe voraus, die nicht jedermann geläufig sind. Einer Übersicht über die reiche Fülle des Gebotenen wäre eine Abteilung in Unterabschnitte zugute gekommen. In dem dankenswerten Wunsch nach



Bekanntmachung neuer Tatsachen aus neuen Quellen ist es begründet, daß auf der anderen Seite manches unverhältnismäßig zurücktritt. So findet man bei Wellmer zwar keine überschauende Beachtung der Bevölkerungs- und Wirtschaftsverhältnisse, er bringt jedoch für eine frühe Epoche wichtige Daten aus einer „Herdstättenzählung“ von 1475 und für die Wirtschaft aus einem Bericht über das „Comercium“ aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, der im Wortlaut abgedruckt wird. Ein reicher Anmerkungsapparat ist dieser Arbeit beigegeben.

Von Beiträgen des zweiten Bandes, die den Breisgau betreffen, ist zunächst des verstorbenen F. Hefele „Freiburg als vorderösterreichische Stadt“ (S. 326—347) zu nennen. Daß dieser Aufsatz fast wortgetreu dem Breisgauband der „Badischen Heimat“ (1941) entnommen ist, hätte angemerkt werden müssen. Von Gebieten, die zwar nicht zum mittelalterlichen Breisgau, jedoch zum Begriff der vorderösterreichischen Verwaltungseinheit gehören, behandelt K. Schib „Die vier Waldstädte“ (S. 348—373), A. Senti „Die Herrschaften Rheinfeldern und Laufenburg“ (S. 374—405), K. F. Wernet „Die Grafschaft Hauenstein“ (S. 404—456) und P. Revellio „Villingen, Bräunlingen und die Herrschaft Triberg“ (S. 457—461). Außer diesen Gebieten sind dann auch der Ortenau, dem Elsaß, den Herrschaften und Städten Schwabens und den vorarlbergischen Herrschaften ausgezeichnete Monographien maßgebender Landesforscher gewidmet (S. 462—754). Der Herausgeber darf beglückwünscht werden, daß es ihm gelungen ist, die hervorragendsten Sachkenner der einzelnen Landschaften für das Werk zu gewinnen.

Zuletzt zu dem Gesamtwerk einige kritische Anmerkungen. Des Guten zuviel bietet die einem Zuge der Zeit folgende allzu weit gehende Überschwemmung mit Abbildungen. Jeder Beitrag ist mit solchen bedacht worden, auch dann, wenn er, wie das im ersten Band vorkommt, seinem Wesen nach zur Bebilderung kaum einen Anlaß bietet. So kommt es denn, daß die Bilder mit dem begleitenden Text, ja mit dem ganzen Aufsatz, den sie illustrieren, häufig keinen Zusammenhang haben. Ein Beispiel für viele: S. 129 zeigt ein Bild der nächtlichen Exhumierung der Gebeine Andreas Hofers in Mantua durch Hauger und Genossen, die folgende Seite zeigt Haugers Grabstein; im Text des betreffenden Beitrags ist weder von Hofer noch von Hauger noch von Mantua oder Innsbruck die Rede.

Von einem Werk wie dem vorliegenden, dem man eine Verbreitung in weitere Kreise wünscht, muß Zuverlässigkeit bei Angabe von Daten der allgemeinen Geschichte gefordert werden. Da auch dem besten Autor einmal ein Fehler unterlaufen kann, wenn er nachzuschlagen vergißt, wäre vor dem Druck eines solchen Sammelwerkes die sorgfältige Durchsicht von seiten eines Historikers des Redaktionsstabes vonnöten. Auch Widersprüche zwischen einzelnen Bearbeitern, ja selbst Wiederholungen könnten so beseitigt werden; es wäre gleichsam noch das Tüpfelchen auf dem i bei einem aufwendigen Werk von so hervorragender Ausstattung nach dem inneren Gehalt wie nach der äußeren Erscheinung. Wenige Beispiele: man bleibt im unklaren über die „Donaustädte“, wenn Ehingen auf S. 55 nicht zu ihnen gehört, auf S. 44 und 49 ihnen jedoch zugerechnet wird. — Auf S. 51 ist die Herrscherzählung durcheinandergebracht; der 1415 geächtete Habsburger wird Friedrich VI. genannt, während als Gründer der Universität Freiburg Herzog Albrecht IV. erscheint. Von diesem wird an derselben Stelle gesagt, daß er in Freiburg residierte, auf S. 72 macht Albrecht VI. Freiburg sogar zu einem höfischen Mittelpunkt, den er zusammen mit seiner Gemahlin Mechthild zu einem Musenhof ausgestaltet. Dem ist entgegenzuhalten, daß Albrecht in der fraglichen Zeit von seiner Gemahlin getrennt lebte; ferner erfahren wir auf S. 250, daß von den Habsburgern überhaupt keiner in Freiburg residiert hat. — S. 128 wird der Friede von Basel zum Jahr 1796 gestellt. — S. 129 stammt der Feldzeugmeister Graf Harsch aus dem Elsaß. — S. 152 waren die Zähringer Vögte der Bischöfe von Basel und S. 153 trug Martin Malterer bei Sempach das Freiburger Banner. — S. 289 fand der vorderösterreichische Landtag von 1562, auf dem Ferdinand I. erschien, in Freiburg statt, nach S. 369 in Ensisheim. — S. 356 wird im Jahre 1415 Friedrich der Schöne geächtet und S. 372 dringt König Gustav Adolf nach dem Siege bei Lützen 1632 bis nach Bayern vor. — Man bedauert auch, daß auf



S. 40 als Beispiel für die strategische Lage der Stadt Stockach zwar die Schlappe General Wurmsers gebracht wird, der große Sieg Erzherzog Karls über Jourdan im Jahre 1799 hier dagegen keine Erwähnung findet.

Auf jeden Fall muß abschließend gesagt werden, daß auch die kleinen Schönheitsfehler unserer Dankbarkeit keinen Eintrag tun für dieses Werk, das in der reichen Fülle seiner Gestaltung, seiner schönen Übersichtlichkeit und mit seiner Erweckung lange Zeit zu wenig gewürdigter Zusammenhänge eine Lücke ausfüllt und zu weiterer fruchtbarer Tätigkeit Anregungen die Menge liefert.

Freiburg i. Br.

Wolfgang Stülpnagel

**Gustav Münzel**, Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Freiburg i. Br., 1959 (Rombach).

Die Vorhalle des Freiburger Münsters mit ihrem reichen Skulpturenschmuck ist seit langem in der kunstgeschichtlichen Betrachtung und Forschung als ein Werk von besonderer Bedeutung herausgehoben worden. Auch Gustav Münzel hat schon in einzelnen Aufsätzen in die Diskussion über dieses Werk eingegriffen und stets eine einheitliche Sinndeutung und Gestaltung dafür angenommen. In dem jetzt erschienenen Band sind alle seine genauen Beobachtungen am Bauwerk, seine Quellenstudien und seine umfangreichen Kenntnisse aus der bisherigen kunstgeschichtlichen Literatur über die Freiburger Vorhalle vereinigt zu einer erschöpfenden Darstellung dieses Kunstwerks und seiner theologischen Bedeutung.

Zugleich mit der Erläuterung der Vorhallenskulpturen in Freiburg aus der mittelalterlichen Symbolik gibt Münzel in dem wichtigen dritten Kapitel der Einleitung eine Vorstellung vom Verhältnis der Kunst zum Symbol überhaupt, vom Kunstwerk und der zugehörigen Welt und dem, was Kunst ist. Dort äußert der Gelehrte nicht nur seine Ansicht über das mittelalterliche Werk, von dem er ausgeht, sondern zieht die Summe seiner eigenen Erkenntnisse über Kunst. Es sind Einsichten, die während eines arbeitsamen und glücklichen Lebens im Umgang mit Kunstwerken gesammelt wurden und darum schwerwiegender sind als bloße Meinungen. Darin finden sich grundlegende Sätze wie etwa der folgende: „Je mehr geistige Energien in dem Gegenstande vom Künstler erfaßt und sichtbar gemacht werden, um so bedeutender wird das Werk.“

Gemäß diesem Satz sucht Münzel die geistigen Energien des Skulpturenzyklus in Freiburg zu finden, zu beschreiben und darin die Bedeutung des Werkes aufzuzeigen. Ausgehend von der Baugeschichte und dem ikonographischen Zusammenhang macht er die Einheitlichkeit der Anordnung und gleichzeitige Entstehung der Figuren einleuchtend klar, verfolgt dann die einzelnen Figurengruppen von den Arkaden, dem Gewände, den Archivolten und dem Tympanon als anschauliche Einweisung des Gläubigen durch moralische Belehrung in die Mitte des Heilsgeschehens. Dabei geht der Verfasser jeweils ausführlich auf alle Vorschläge und Fragen der bisherigen Literatur ein und wägt sie ab, um seine eigene Deutung daraus zu folgern oder entgegenzusetzen. Der Leser gewinnt dadurch einen Überblick über alle Detailformen und Einzelfragen der Ikonographie und Skulptur und vermag sich selbst ein Urteil über die verschiedenen Meinungen der Forschung zu bilden. Die Genauigkeit dieser Einzelstudien macht es dem Leser nicht leicht zu folgen, aber dennoch ist die Darstellung knapp und übersichtlich, so daß auch der Eilige, der nur etwas „nachschiessen“ will, sich schnell zurechtfindet. Jedes Kapitel ist auf die Einheit des Ganzen ausgerichtet. Diese Einheit wird deutlich faßbar (S. 288): „So wird hier das ganze Gedankengut des Christentums in der Beziehung Gottes zur Welt und Menschheit im Bilde vorgeführt. Die dem Menschen auferlegten Verpflichtungen, die er erfüllen muß, wenn er sich die Gotteskindschaft bewahren und der Verheißung teilhaftig werden will, die ihm gegeben wurde, sind in der Form von Ermahnungen, Beispielen und Warnungen in der Vorhalle bildlich dargestellt . . .“



Aus dieser Verbindung von Heilsgeschichte (im Portal) und Ermahnungen (über den seitlichen Arkaden) wird die Deutung der Einzelfiguren, die besonders umstritten waren, etwa des „Fürsten der Welt“ als des Bösen selbst, der sog. „Sara“ als vermutliche Königin von Saba u. a. deutlich. Ein bemerkenswerter und einleuchtender Gedanke Münzels ist es, die sämtlichen Figuren der nördlichen Vorhallenwand (alttestamentarische Figuren und kluge Jungfrauen) unter der einheitlichen Vorstellung der Opferbereitschaft und des Opfers zu fassen.

Vielleicht ließe sich über die kunstgeschichtliche Ableitung der Figuren aus Straßburg noch hinausgehen und einige Skulpturen aus der Isle-de-France müßten in die Betrachtung einbezogen werden, um dieses Verhältnis nicht so eng zu sehen, wie bisher. Aber es muß selbst in einem so reichen Buch ja noch etwas für die jüngere Generation als Frage übrigbleiben.

Leider sind die dem Buch beigegebenen Abbildungen in keiner Weise ausreichend, um den Betrachtungen des Textes nachzugehen. Man muß das Werk von Otto Schmitt zu Hilfe nehmen, das aber den Lesern nur in wenigen Fällen sofort zur Hand sein wird. Es ist schade, daß dadurch die anschauliche Betrachtung, von der ja auch vieles abhängt, zu kurz kommt.

Ingeborg Schroth

**Karl Joseph Rößler**, Aus der Geschichte des Dorfes Ebnet. 107 S. Freiburg i. Br., 1959 (Selbstverlag des Verfassers. Gesamtherstellung: Rombach & Co. GmbH, Freiburg i. Br.). Zu beziehen durch Herdersche Verlagsbuchhandlung (Literarische Anstalt Freiburg) und Rathaus Ebnet.

Karl Joseph Rößler, der besonders im Landkreis Freiburg bekannte Politiker und Heimatforscher, hat die Geschichte des Dorfes Ebnet im Landkreis Freiburg herausgebracht, das seit über 50 Jahren seine Wahlheimat ist. Das Buch erhebt keinen Anspruch, ein wissenschaftliches Werk im strengen Sinn des Wortes zu sein, verrät aber ein ungemein fleißiges und gewissenhaftes Quellenstudium. Obwohl auf die Geschichte eines Dorfes beschränkt, gibt es die Geschichte eines Breisgaudorfes als Typ wieder. Schloß und Herrschaft bestimmten jahrhundertlang das Geschick der Gemeinde. Stolze, ruhmreiche Namen klingen da auf: die der Herzöge von Zähringen, der Grafen von Freiburg, der Schnewelin von Landeck und vor allem der Herren von Sickingen-Hohenburg, die lange Zeit als Kanzler von Vorderösterreich in dem von ihnen erbauten Schloß in Ebnet residierten und in der Sickingengruft ihre letzte Ruhestätte fanden, bis zu den Freiherren von Gayling-Altheim, zu deren Geschlecht die jetzige Schloßherrin Freifrau Elisabeth von zur Mühlen zählt.

Auch die Kapitel über das Werden des Dorfes, seine Kirche und Pfarrei, seine Schule, sein Besitztum und die Kämpfe um dasselbe im Laufe eines Jahrtausends, seine Verwaltung und seine Bürger sind nicht nur für die Einwohner der Gemeinde Ebnet lesenswert, auch Heimatforscher und andere an der Geschichte der engeren Heimat Interessierte werden gern nach der in gediegener Aufmachung herausgegebenen Schrift greifen.

Der Verfasser verzichtet bewußt auf volkskundliche Abhandlungen, Brauchtum, Sitten und Sagen. Er trifft eine klare Scheidung zwischen Ortsgeschichte und Heimatkunde eines Dorfes.

Die Arbeit ist in jeder Hinsicht wertvoll, gut und aufschlußreich. Diese warmherzige Biographie dörflicher Heimatgeschichte dürfte sicherlich die beglückende Aufgabe erfüllen, weit in die Fremde hinausgesprengte Ebneter wenigstens in Wort und Bild mit dem Herzen der Heimat in Verbindung zu halten. Auch darüber hinaus wird sie bei allen Heimatfreunden Beachtung finden.

Robert Morstadt



